Aus dem

Künstlerleben

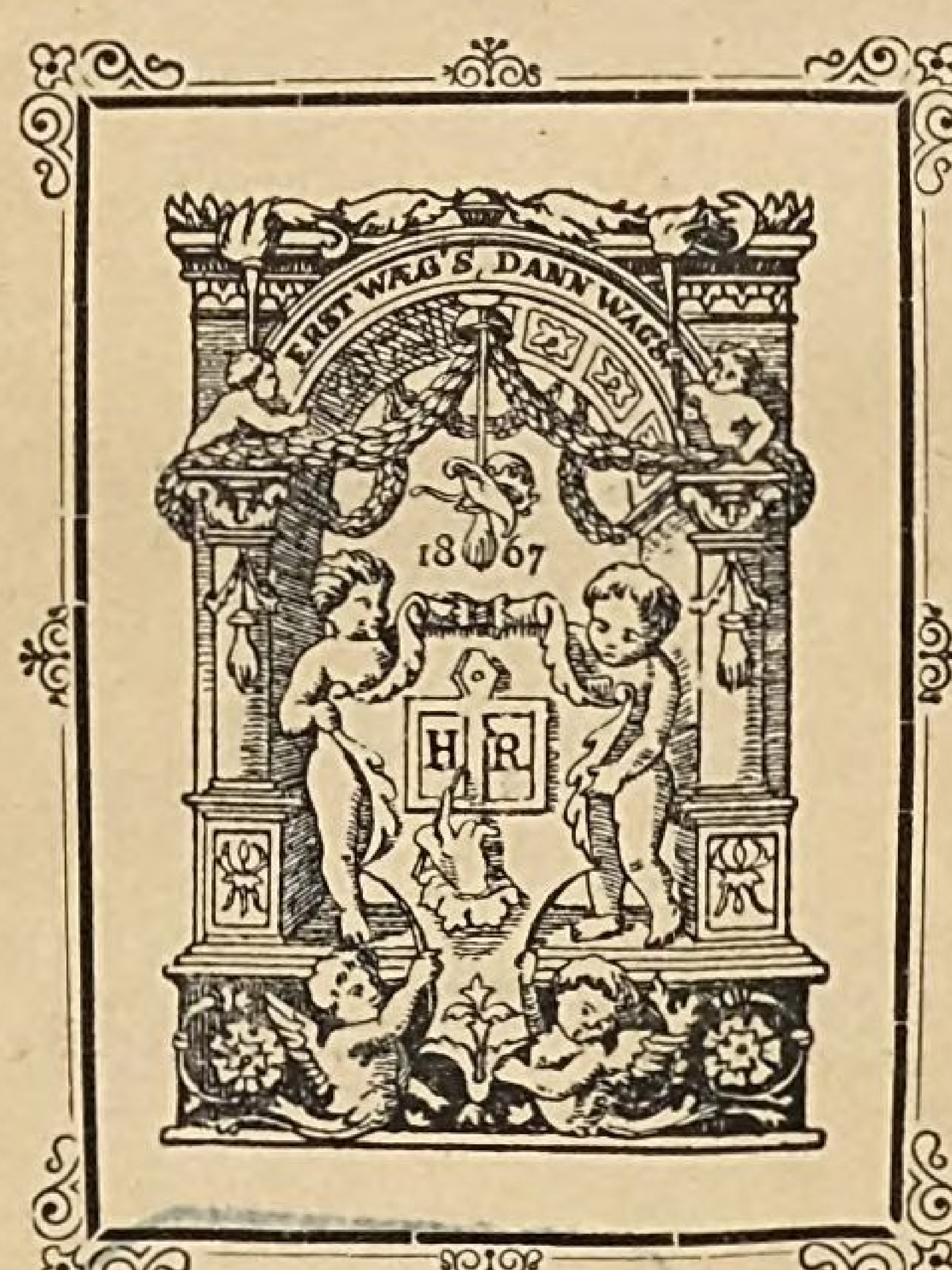
der

Rococozeit

von

Eduard Braunfels.

Davos
Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung
1892.



Buchdruckerei Hugo Richter, Davos.

Inhalt.

Eine treue Priesterin ihrer Kunst.

Eine treue Priesterin ihrer Kunst.

Die Ostermesse der freien Reichsstadt Frankfurt am Main war im Jahre 1756 eine außerordentlich lebhafte. Aus allen Himmelsgegenden, auf allen Heerstraßen kamen die großen, schwer bepackten Frachtwagen daher, um ihre Schätze sodann auf der „Zeile" und den verschiedenen Plätzen vor den Augen der staunenden und kauflustigen Menge auszubreiten.

Unter den mancherlei Gefährten, welche auf der Cassel-Frankfurter Straße der alten Handelsstadt zurollten, befand sich auch ein kleiner, ziemlich ärmlicher Wagen, der nur wenige Kisten enthielt, dagegen aber, außer dem Kutscher, noch drei Passagiere barg. Die drei Menschen, welche hier fröstelnd zusammengekauert saßen, mußten auf Jeden, der sie genauer betrachtete, einen seltsamen Eindruck machen. Kümmerlich sahen sie alle drei aus, am kläglichsten jedoch die beiden Personen, welche auf der hinteren Bank dicht anein-

ander gedrängt saßen. Es waren Vater und Tochter. Aber welch ein Abstand!

Der Vater war ein alter Mann mit grauem Haar und faltendurchfurchtem, vergrämtem Gesicht und das Töchterchen neben ihm ein kaum siebenjähriges blasses, kränkliches Kind. Die Reisenden kamen von Cassel, wo der alte Mann viele Jahre sich als Musiklehrer kümmerlich und freudelos genährt hatte.

Als der alte „Schmähling" kannte man ihn in der ganzen landgräflichen Residenz. Da war ihm nach langer kinderloser Ehe im Jahre 1749 noch ein kleines, überaus schwächliches Kindchen, ein Töchterchen geboren worden, das den Namen Elisabeth erhielt. Da die Mutter bald nach der Geburt verstorben, so war die Pflege der Kleinen der Magd anheimgefallen, und diese mochte denn wohl keinen genügenden Ersatz für die Mutter geboten haben, denn erst nach Jahren hatte das Kind gehen gelernt. Dagegen hatten sich in dem kleinen Köpfchen und den großen blauen Augen bald helle Gedanken entwickelt und ein lebhafter Sinn für Musik war zu Tage getreten.

Verwundert hatte der alte Schmähling eines Tages bemerkt, wie sein kleines Töchterchen eine

Geige zu sich herangezogen und nach kurzem Versuchen eine rein intonirte Skala dem Instrumente entlockt hatte.

Mit diesem Moment war Sonnenschein in das Stübchen des alten Schmähling eingezogen, er hatte seiner Tochter nun den sorgfältigsten Musikunterricht gegeben und dann die große Freude gehabt, zu sehen, wie die kleine Schülerin die staunenswertesten Fortschritte machte. Bald war das Kind so weit gewesen, daß es mit dem Vater hatte Duette spielen können, nicht lange darauf hatte man vor Musikfreunden kleine Vorträge arrangirt und so war nach und nach in Cassel bekannt geworden, daß die kleine Elisabeth des alten Schmähling ein Wunderkind sei, welches, wenn Gott es am Leben erhalte, dereinst gewiß noch großen Ruhm ernten werde.

In dem kleinen Cassel war freilich kein Emporkommen möglich, und so hatte einer der Bewunderer der kleinen Künstlerin, der Kaufmann Müller, dem Vater Schmähling das Anerbieten gemacht, derselbe möge mit seinem Töchterchen einmal mit auf die Frankfurter Messe ziehen, dort in der reichen Stadt, wo Fremde aller Herren Länder zusammenströmten, Konzerte geben und könne dann sicher sein, daß er

ein gut Stück Geld verdienen und seiner Tochter eine erfolgreiche künstlerische Laufbahn eröffnen werde.

Er, der Kaufmann Müller, biete Vater und Tochter auf seinem Meßfuhrwerke freie Plätze an, und so stehe ja der Kunstreise weiter nichts im Wege. Der alte Schmähling hatte dieses Anerbieten freudig dankbar angenommen, und so sehen wir ihn denn hoffnungsvoll der reichen Handelsstadt zufahren.

Nach manchen Mühsalen kamen endlich die Reisenden an ihrem Ziele an. Das schwächliche Kind aber hatte von der beschwerlichen Fahrt und dem scharfen kalten Nordostwinde ein erhebliches Unwohlsein davongetragen, und so mußte der arme Vater erst mehrere Tage mit bangem Herzen am Bette der Kleinen sitzen, bevor diese wieder so weit hergestellt war, daß das magere Händchen den Bogen führen konnte. Unterdessen war aber der brave Kaufmann Müller für seine Freunde nicht unthätig gewesen, er besaß eine ausgebreitete Bekanntschaft in Frankfurt und hatte dieser mit beredtem Munde von dem großen Talente der Kleinen erzählt. Und als nun die erste Ankündigung des ersten Konzertes des kleinen Wunderkindes Elisabeth Schmähling in der Postzeitung erschien, da waren alle Musikfreunde bereits genügend vorbereitet und die kleine Künstlerin fand sodann eine

sehr zahlreiche Zuhörerschaft, die am Schlusse ihrer Produktionen in den lautesten Beifall ausbrach.

Die Verhältnisse besserten sich nun schnell, die Einnahmen flossen reichlich, so daß der alte Schmähling beschloß, garnicht wieder nach dem kleinen Cassel zurückzukehren, sondern vorläufig seinen stehenden Aufenthalt in Frankfurt zu nehmen. Elisabeth fühlte sich in der kunstliebenden Stadt bald sehr wohl, auch ihre Gesundheit besserte sich erheblich und in ihrer weiteren Ausbildung machte sie bedeutende Fortschritte. Ihr Ruf verbreitete sich rasch, man lud sie zu Konzerten nach Darmstadt, Mannheim, Mainz und andern rheinischen Städten ein und war stets entzückt von ihrem Spiel. Der alte Schmähling war jetzt der glücklichste Mensch, er hütete sein geliebtes Kind wie seinen Augapfel und that besonders auch alles Mögliche, um den zarten Körper zu stärken. Seine Bemühungen waren denn auch nicht erfolglos, die kleine Elisabeth kräftigte sich, und auf den bisher so blassen Wangen erschien ein leichtes Rot, der Vorbote blühender Gesundheit.

Unter diesen Fortschritten und Erfolgen waren rasch zwei Jahre verflossen. Dem alten Schmähling war unter diesen Umständen der Mut dermaßen gewachsen, daß er jetzt an eine große Kunstreise dachte.

Er wandte sich daher zunächst mit seinem neunjährigen Töchterchen nach Wien, das ja von jeher eine Pflegerin der Musik gewesen ist. In der That wurde denn auch Elisabeth in der alten Kaiserstadt auf's Freundlichste aufgenommen und errang sich selbst in den höchsten Kreisen Freunde und Gönner. Einer dieser Letzteren war der englische Botschafter am österreichischen Hofe, und dieser forderte den alten Schmähling auf, mit seiner Tochter doch England zu besuchen, wo man Künstler besonders gut bezahle. Der Alte ließ sich diesen Wink nicht zweimal geben und erschien noch im selben Jahre mit verschiedenen Empfehlungsbriefen ausgestattet in der englischen Hauptstadt. Zunächst ging es hier der jungen Künstlerin sehr gut, sie spielte in den vornehmsten Kreisen und ihr Vater machte erkleckliche Einnahmen. Da hörte die Königin von dem Wunderkinde und befahl sie zum Vorspielen. Aber die hohe Frau wollte in ihrer Umgebung stets nur schöne Gesichter, elegante Gestalten sehen, die kleine Künstlerin war jedoch weder schön, noch besaß die dürftige Gestalt elegante Tournüre, sie mißfiel daher. Wie mit einem Schlage änderte sich nun die Scene; nicht nur bei Hofe war jetzt Elisabeth unmöglich geworden, sondern auch in allen aristokratischen Kreisen. Man konnte ja unmöglich einer Künst-

lerin Beifall zollen, die bei Ihrer Majestät Mißfallen erregt hatte. So wäre die englische Reise beinahe auf das Kläglichste gescheitert, wenn sich nicht auf ihr noch ein außerordentlich folgenreicher Zwischenfall ereignet hätte. Ein Mann mit tiefem musikalischen Verständnis und sicherem Urteil — den Namen desselben hat uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt — machte den Vater Schmähling darauf aufmerksam, daß seine Tochter neben ihrem Talente für die Geige noch einen weit größeren Schatz besitze, nämlich in ihrer Kehle. Ganz entschieden habe das Kind das Zeug zu einer großen Sängerin, und der Vater möge nur rechtzeitig dazuthun, die Stimme ausbilden zu lassen. Und nun erst betrat Elisabeth diejenige Bahn, auf der sie zu unsterblichem Ruhm emporsteigen sollte.

Die kleine Künstlerin kam jetzt in die Gesangsschule des damals allgemein bekannten Sängers Signor Paradisi, der ihr die ersten Anfangsgründe der Gesangskunst einstudierte. Doch der Lehrer war eine widerwärtige Persönlichkeit, er erlaubte sich allerlei lästige Spässe, so daß Elisabeth, die mehrmals gegen seine Zudringlichkeiten protestiert hatte, ganz bestimmt erklärte, sie werde nicht länger bei Signor Paradisi bleiben. Infolgedessen kehrte Vater Schmähling mit seiner Tochter nach Cassel zurück. In der Heimat

erhoffte man einen freundlichen Empfang und Unterstützung zur weiteren Verfolgung der Künstlerlaufbahn. Allein obgleich Elisabeth schon recht Tüchtiges im Gesange leistete, gelang es ihr doch nicht, ein Auftreten auf der landgräflichen Bühne zu ermöglichen, hauptsächlich wohl infolge der Intriguen der italienischen Sänger und Sängerinnen, die hier die ersten Rollen spielten. Aber auch ein Vortrag in einem Kammerkonzert kam nicht zustande, und so verließ denn schließlich die jugendliche Sängerin mit ihrem Vater enttäuscht die Heimatstadt und wandte sich — es war im Frühjahr 1766 — nach Leipzig, wo sie gerade in das bunte Leben der Ostermesse hineinkam. Sie ließ sich davon jedoch nicht abziehen, sondern wandte sich direkt an den damals in der musikalischen Welt allgemein bekannten und hochgeschätzten Kapellmeister Hiller, der den Sinn und Geschmack für Musik in rastloser Thätigkeit in Leipzig außerordentlich ausgebildet hatte und auch eine Gesangsschule unterhielt, in die nun Elisabeth eintrat. Doch „Vater Hiller“, wie man den wackern Mann allgemein nannte, nahm die junge Künstlerin nicht nur als Schülerin an, sondern er engagierte sie auch zugleich als Sängerin für seine Konzerte mit einem kleinen festen Gehalt, der hinreichte, den Vater

Schmähling, der jetzt wieder nach Cassel zurückkehrte, und auch die junge Künstlerin anständig zu unterhalten.

Fünf Jahre lang war nun Elisabeth im Hause Hiller's, sie wurde seine eifrigste Schülerin, die vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein die schwierigsten Gesangsübungen machte, auch dem Klavierspiel noch fleißig oblag und theoretische Musikwerke studierte. Verlangte dann aber Vater Hiller auch noch die Berücksichtigung nicht musikalischer Wissenschaften, wie das Studium der französischen und italienischen Sprache, oder gar der Geographie und Geschichte, so war es mit dem guten Willen der Schülerin zu Ende; sie wollte nur Musik studieren, nur eine Sängerin werden, und es kostete die größte Mühe, ihr etwas Italienisch beizubringen, damit sie die italienischen Arien und Oratorien richtig aussprach. In der Musik machte sie dagegen schnell große Fortschritte; sie studierte eingehend die Italiener Palästrina, Jomelli, Pergolesi, Sachini und die Deutschen Hasse, Graun und Benda. Besonders gewann sie die Hasse'schen Kompositionen lieb und suchte ihnen auf die verschiedenste Weise gerecht zu werden. Nach Hillers Urteil war nur der Konzertsaal der Platz, wo sie mit Erfolg wirken könnte, und auch

Elisabeth spürte nicht die geringste Lust, jemals die Bühne zu betreten. Dennoch sollte es sich sehr bald zeigen, daß sie sich derselben nicht entziehen könne. Die Kurfürstin Marie Antonie in Dresden hatte von der talentvollen Schülerin Hillers gehört und wünschte nun, daß sie einmal auf dem kurfürstlichen Theater sänge. Als Vater Hiller dies erfuhr, bekam er einen großen Schreck. „Kind, das kannst du nicht!“ rief er einmal über das andere. Aber was half's, Elisabeth mußte die Partie der Semiramis aus der Hasse'schen gleichnamigen Oper einstudieren, sich dann in Dresden etwas Tournüre beibringen und dann zur Vorstellung schmücken lassen.

In ihren nachgelassenen Papieren beschreibt die Künstlerin das ganze Gastspiel mit vielem Humor: „Die anderen Komödiantinnen,“ erzählt sie, „schminkten sich selbst, ich dachte nicht daran, dies Recht in Anspruch zu nehmen, ich war froh, daß andere Hände so gütig waren, sich für mich zu bemühen. Als meine Wangen hübsch ziegelrot übertüncht waren, fragte mich der Perrückenmeister, ob ich auch ein Schönpflästerchen aufgeklebt haben wolle. ‚Meinetwegen,‘ rief ich, ‚auf die Nasenspitze, wenn es sein muß.‘ Alle, die im Zimmer waren, lachten, und der Direktor, der durch die Thürspalte hineinsah, lachte mit

und rief: ‚Ist die Leipzigerin noch nicht fertig? Sie soll in den kleinen Vorsaal treten, die Frau Kurfürstin will sie sich erst ansehen, ehe sie auf die Bühne kommt.‘ Alles fuhr auf diese Rede auseinander, der Perrückenmacher warf mir noch schnell eine große Kanonenlocke an's linke Ohr, die mit ihrem Mehl und Kleister mir hart an die Wange schlug, fast wie eine Maulschelle; darauf nahm ich meinen Purpurmantel samt Schleppe unter'n Arm und folgte dem Herrn Direktor durch viele Gänge in ein kleines, mit rotem Sammt ausgeschlagenes Kabinetchen. Da stand die Frau Kurfürstin an der Thüre ihrer Loge, und über ihre Schultern herüber sahen ein paar neugierige blutjunge Hofdamen und kicherten, als sie mich in meinem Glanze so stehen sahen wie eine Puppe unter'm Weihnachtsbaum. Ich hielt meine Arme, die ich nicht zeigen wollte, weil sie rot angelaufen waren, mit dem Szepter auf dem Rücken.

„‚Was hat Sie da?‘ rief die gnädige Dame, ‚was verbirgt Sie da hinter'm Rücken?‘

„‚Eure Kurfürstliche Gnaden entschuldigen,‘ rief ich, ‚es ist das Szepter.‘

„Nun kam ich damit hervor und berührte sehr ungeschickt damit fast die Nase des dicht neben mir stehenden Direktors, der entsetzt zurückfuhr.

„‚Das Szepter gehört nicht dahin,‘ sagte die Frau Kurfürstin mit einem ganz eigenen Ton, ‚Sie muß es vor sich hintragen, und am besten, Sie legt's ganz beiseite, denn es ist nicht nötig, daß eine Königin immer mit dem Szepter in der Hand erscheint.‘

„Ich hörte diese Verbesserung mit einem unterwürfigen Lächeln an und entfernte mich schnell, als man mir die Erlaubnis gab, zu gehen. Wie ich nun endlich auf die Bühne gelangte? — Ich weiß es selbst nicht. Ich glaube, man stieß mich mit guter Manier hinaus, und als ich einmal vor den Lampen stand, da strichen die Instrumente drauf los, und ich mußte mit meinem Recitative einfallen; da hatte ich keine Zeit, an irgend etwas anderes als an die Musik zu denken. So wie ich sang, war ich geborgen. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, und der Teufel der Blödigkeit verließ mich zur Stelle. Ich dachte nicht mehr an das Szepter, das ich auf den Tisch hingelegt hatte, nicht an meine Perrücke, auf deren oberster Spitze die güldene Krone saß, nicht mehr an meinen ungeheuren Reifrock und meine rotsammtene Schleppe — ich sang eben und that nichts als singen. Es ging gut, wenigstens riefen die Leute jenseits der Lichter lauten Beifall. Ich bleibe aber dabei, daß ich glaube, die Königin Se-

miramis hat im Leben ganz anders ausgesehen, gesprochen und Mienen gemacht, als ich es that. In den Scenen, wo ich von meinem toten Gemahl zu sprechen hatte, dem in Gott ruhenden Ninus, sollte ich ein schmerzvolles Gesicht ziehen und einen entsprechenden Gestus machen, doch in dem Augenblicke fühlte ich, daß die verwünschte Krone auf meiner Perrücke zu wackeln anfing, und sah den Perrückenmeister, wie er vor Furcht, ich möchte das Kleinod verlieren, gleich einer Elster hinter der Coulisse umhersprang und mir Zeichen machte. Da fehlte denn wenig, daß ich in Lachen ausgebrochen wäre, ich hielt mich aber mit großer Gewalt, rückte so wenig als möglich mit dem Kopfe, und so ging ich denn, ohne daß mir etwas passiert wäre, mit meinen sechs Priestern in den Tempel, nachdem ich noch meine schwierige Arie in F-dur zur allgemeinen Zufriedenheit gesungen hatte."

Der Ruf der jungen Sängerin verbreitete sich nun sehr schnell und Vater Hiller bekam von den verschiedensten Seiten Anträge für die Künstlerin. Alle Aufforderungen, zur Bühne überzugehen, wiesen jedoch sowohl Hiller wie Elisabeth zurück, weil besonders der erstere meinte, sein Schützling habe nicht genug Grazie und äußere Schönheit für ein derarti-

ges öffentliches Auftreten. Da kam eines Tages auch ein Schreiben aus Berlin, in welchem dem erstaunten Vater Hiller mitgeteilt wurde, daß auch Friedrich der Große von der jungen Sängerin vernommen habe und wünsche, sie zu hören. Hier war nun kein Bedenken mehr, und so machte sich denn Elisabeth mit klopfendem Herzen auf, um vor dem großen Könige und gefürchteten Kritiker die Feuerprobe zu bestehen. Der König weilte in Sanssouci, und Elisabeth begab sich daher dorthin. Man schien sie bereits erwartet zu haben und führte sie in jenen berühmten kleinen Konzertsaal, wo die bekannten Flötenkonzerte des Königs stattfanden. Der König saß hier in einem Lehnstuhle und schaute die Eintretende mit seinen großen stahlblauen Augen scharf an. Die Künstlerin blieb bescheiden an der Thüre stehen, aber der König winkte ihr, näher zu kommen, und fragte sie ziemlich barsch:

„Sie will mir was vorsingen?“

„Wenn Eure Majestät befehlen,“ versetzte Elisabeth.

„Na, so sing' Sie,“ erwiderte der König kurz.

Sobald Elisabeth singen durfte, schwand ihr jede Befangenheit. Mutig begann sie und frisch sang sie verschiedene Arien in den totenstillen Saal hinein.

Immer aufmerksamer hatte der König zugehört, und als Elisabeth endete, nickte er leicht mit dem Kopfe. Darauf erhob er sich etwas und suchte aus einem Stoß Noten, der neben ihm auf einem Stuhle lag, eine Graun'sche höchst schwierige Bravour-Arie hervor, die der Komponist ihm erst vor kurzem überreicht hatte, und die daher der Sängerin noch unbekannt sein mußte.

„Kann Sie mir das vom Blatt wegsingen?" fragte er Elisabeth, sie prüfend ansehend.

„Ja," versetzte keck das Mädchen.

„So sing' Sie!"

Es war ein großes Wagnis, vor dem feinen Musikkenner diese Komposition ohne weiteres vom Blatt zu singen; aber Elisabeth ging frisch daran, und als sie erst begonnen, hatte sie auch schon den König und alles um sich her vergessen und gelangte glücklich über alle Klippen bis zum Fine.

Schon beim Beginn des Vortrags hatte sich der König aus seinem Lehnstuhl aufgerichtet, immer gespannter war er dem Vortrage gefolgt, jetzt am Schluß lehnte er sich wieder zurück und sagte in seiner scharfen Deutlichkeit:

„Ja, Sie kann singen!“

Das Leben Elisabeths trat nun in eine neue Phase. Friedrich der Große ließ ihr den Antrag machen, mit einem Gehalte von 3000 Thalern jährlich, den sie bis an ihr Lebensende genießen sollte, in seine Dienste zu treten. Elisabeth willigte mit Freuden ein, war es doch schon an und für sich eine hohe Ehre, von dem großen Könige engagirt zu werden. Auch waren 3000 Thaler für die damalige Zeit schon eine sehr bedeutende Summe. Nur eine Bitte wagte die junge Künstlerin noch zu stellen: es möge ihr in einem der nächsten Jahre gestattet sein, eine Kunstreise nach Italien machen zu dürfen, um ihrem Gesange die letzte Politur zu geben. Allein der König wies sie kurz mit den Worten ab: „Sie soll hier bleiben, dort wird Sie jetzt auch nichts mehr lernen.“

Das war für Elisabeth überaus schmerzlich, denn sie hatte sich seit Jahren auf eine solche Reise gefreut. Aber sie fügte sich und suchte sich in ihre neuen Verhältnisse einzugewöhnen. In einem Briefe an einen Leipziger Freund schildert sie selbst ihre neue Wirksamkeit und Umgebung sehr anschaulich in folgender Weise: „Berlin ist eine schöne Stadt, allein es scheint, als wenn sie von lauter Tambouren be-

wohnt würde, so hört man von morgens früh bis abends spät nichts als Trommelschlag in den Straßen. Von den Gesellschaften wähle ich nur solche aus, wo man mich nicht zu singen zwingt, denn da ich meine Stimme dem Könige von Preußen verkauft habe, ist sie nicht mehr mein und ich kann über sie nicht schalten, wie ich wohl möchte. Nach Potsdam werde ich alle 14 Tage einmal, auch wohl zweimal hinbeordert, wo ich dann im kleinen Konzertsaal gemeiniglich Graun'sche Musik, von der der König ein großer Liebhaber ist, vortragen muß. Hie und da werde ich auch in das Palais der Prinzessin gerufen, der Schwester des Königs, aber noch nicht ist mir die Ehre zu Teil geworden, vor der Königin zu singen. Ich erhalte viel Zettel und Briefe von hiesigen Dichtern und Schriftstellern, französisch und deutsch, gestern bekam ich auch ein Schreiben von dem Herrn Kanonikus Gleim in Halberstadt, das in einem gar kindischen und verliebten Stylum abgefaßt ist und mich bedünket, eines Mannes, der einen geistlichen Titel führt, gar unwert. Auch Heiratsanträge bekomme ich, kürzlich sogar von einem alten General, der sieben Kugeln im Leibe hat. Ich habe gedankt, und die anderen Briefe werfe ich ins Feuer. Es sollte mir just fehlen, daß ich noch heirate, damit ich

dann noch einen zweiten Willen eines Mannes über mich zu erkennen habe. Ich armes Ding, das schon gar zu sehr in Knechtschaft geraten ist!"

Nach diesen Schlußworten zu urteilen, muß sich Elisabeth in ihrer ersten Berliner Zeit nicht besonders wohl gefühlt haben; in der Gunst des Königs stieg sie jedoch bald immer mehr und schon nach kurzer Zeit erhöhte der Monarch den Gehalt der Sängerin auf das Doppelte. Das Berliner Publikum, dessen Liebling sie bereits geworden war, nahm diese Anerkennung von Seiten des Königs mit großem Beifall auf und wandte Elisabeth jetzt sein ungeteiltes Interesse zu. Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse gestalteten sich jetzt für die Künstlerin angenehmer; sie bezog eine stillere Wohnung in der Behrenstraße und wurde hier durch einen glücklichen Zufall Nachbarin des berühmten Malers und Kupferstechers Chodowiecky, in dessen Familie sie bald ein täglicher sehr gern gesehener Gast war. Meist schlüpfte sie in der Dämmerstunde, wenn der unermüdlich fleißige Meister den Stichel niederlegen mußte, in das befreundete Haus, und dann gab es ein heiteres Plauderstündchen, in dem auch sehr oft Elisabeth ihre glockenreine Stimme ertönen ließ zur Wonne der Zuhörer. Sie sang in diesen Dämmerstunden am

liebsten die schlichten Lieder ihres „Vater Hiller“, an dem sie noch immer mit kindlicher Liebe hing.

Diese schönen Tage sollten aber nur zu bald eine schlimme Trübung erfahren. Bisher war Elisabeth von den Pfeilen Amors nicht berührt worden; da machte sie die Bekanntschaft eines bei der Hofkapelle des Prinzen Heinrich von Preußen engagirten Violoncellisten Mara, und ihr Herz, das sich bisher als so spröde erwiesen, entflammte in Liebe für den jungen Mann. Und nun sollte sich das Sprichwort: „die Liebe ist blind“, in seinem ganzen Umfange bewahrheiten, denn Mara war der Liebe Elisabeths durchaus unwürdig. Er war ein Spieler, ein Trunkenbold, kurzum ein wüster Gesell, der wegen seines Lebenswandels schon vielfachen Anstoß erregt hatte. Ganz Berlin war bestürzt über die Wahl seines Lieblings, der König war entrüstet und Gleim schrieb an seinen Freund Jacobi: „Die Schmähling heiratet — und, o ihr Götter, Amor leitet die Strauchelnde und Irrende in einen Busch, aus dem wüstes Tönen hervorschallt und in dessen Schatten ein Faun halb trunken und von allen Grazien und Musen geflohen rohe Gesänge stammelt. Unsere Schmähling heiratet einen Trunkenbold!“

Von den verschiedensten Seiten wurde Elisabeth

gewarnt, sich mit Mara zu verbinden, allein jeder gute Rat schlug fehl und an ihrem 24. Geburtstage reichte sie bei dem Könige die Bitte um die Erlaubnis, Mara heiraten zu dürfen, ein. Doch der König schlug das Gesuch kurz ab. Elisabeth verlor jedoch den Mut nicht; nach kurzer Zeit wiederholte sie die Bitte, und abermals erfolgte von dem erzürnten Könige eine abschlägige Antwort. Jetzt verging ein stilles halbes Jahr, da wagte Elisabeth ihre Bitte zum dritten Male, und nun gab Friedrich seine Erlaubnis, aber in überaus ungnädiger Weise.

Die Ehe der Künstlerin war denn auch gleich von Anfang an eine tief unglückliche. Sie hatte bisher sehr sparsam gewirtschaftet und sich infolgedessen ein kleines Kapital erspart, dieses nahm Mara sofort in Besitz und verschwendete es in Trinkgelagen, im Spiel und in noblen Passionen. Sodann verwickelte er seine Frau in allerlei Theaterintriguen, die oft Elisabeth auf's Tiefste verstimmten. Da er ein Mann ohne jeden moralischen Halt war, so verletzte er nach allen Seiten hin und die arme Frau mußte unablässig schlichten. Mitten aus diesem unruhigen Leben mußte sie sich dann herausreißen, wenn sie beim Könige zu singen hatte. Sehr oft erschien sie dann in Sanssouci abgespannt, verstimmt, ja leidend und

ihrer Pflicht konnte sie nur halb genügen. Kam sie dann wieder nach Hause zurück, so ereignete es sich nicht selten, daß sie ihren Mann betrunken und schlafend auf der Treppe liegen fand und nun trug sie in wahrhaft rührender Sorge mit Hilfe des Kutschers den schweren Mann hinauf in die Wohnung. Machte sie ihm dann später Vorwürfe, so gelobte er mit thränenden Augen Besserung, so daß ihm Elisabeth verzieh. Diese weiche Stimmung seiner Frau beutete er dann sofort wieder aus, indem er ihr abermals Geld für seine Schwelgereien entlockte. Bei seinen Freunden machte er sich dann über die Weichherzigkeit seiner Frau lustig, ja er spielte diesen sogar die Versöhnungsscene vor und gab somit Elisabeth dem allgemeinen Gelächter preis.

Nach und nach war Mara der Boden in Berlin doch zu heiß geworden, er hatte sich durch die brutale Behandlung seiner Frau so viele Feinde geschaffen, daß er den sehnlichsten Wunsch hegte, die preußische Hauptstadt zu verlassen. Es hielt nicht schwer, Elisabeth für diese Absicht zu gewinnen; in ganz Berlin kannte man ihr Herzeleid, sie konnte sich also unmöglich mehr in diesen Verhältnissen wohl fühlen. Mara reichte daher bei dem Könige das Gesuch ein, mit seiner Frau eine Kunstreise machen zu dürfen.

Friedrich ließ ihm jedoch antworten: „Er kann gehen, aber Sie soll bleiben“. Auf gütlichem Wege war hier also nicht fortzukommen, was dem Paare um so schmerzlicher war, da man Elisabeth von England aus für drei Konzerte 1600 Thaler nebst freiem Reisegelde geboten hatte. Um das Maß voll zu machen, erkrankte nun auch Elisabeth schwer; als sie sich wieder etwas erholt hatte, ging sie den König an, das böhmische Bad Teplitz besuchen zu dürfen, Friedrich ließ ihr jedoch sagen, daß ihr das Bad Freienwalde bei Berlin dieselben Dienste leisten werde. Auf ihre Bitte, ihr eine Erholungsreise nach Italien zu gestatten, erwiderte er ihr, daß sie reisen möge, daß ihr Mann jedoch während ihrer Abwesenheit in Berlin bleiben müsse. Es zeigte sich also deutlich, daß er sich des Paares, respektive seiner Sängerin, auf jeden Fall versichern wolle. Der armen Frau bemächtigte sich infolgedessen eine tiefe Verstimmung, es war ihr, als müsse sie unter dem Drucke der Verhältnisse zu Grunde gehen.

Gerade in diesen Tagen tiefster Schwermut erschien am preußischen Hofe ein hoher Gast, der Großfürst Paul von Rußland. Infolgedessen fanden große Festlichkeiten statt und natürlich sollte auch eine prächtige Oper in Scene gehen. Man hatte die

prunkvolle „Armide" von Jomelli gewählt, in der Elisabeth die Titelrolle zu singen hatte. Aber sie befand sich in einer so beklagenswerten Gemütsverfassung, daß ihr das Hervortreten vor das Publikum nicht möglich zu sein schien. Sie ließ sich daher krank melden. Da unter diesen Umständen die Oper garnicht hätte gegeben werden können, so machte die Nachricht von ihrer Krankheit das größte Aufsehen und erregte das Entsetzen des Hofmarschalls. Der König jedoch ließ ihr sagen, er wünsche, sie möchte gesund sein. Auch im Publikum herrschte nun große Aufregung, Alles war gespannt, zu sehen, wie der König sich in dieser Affaire benehmen werde. Er ordnete keine andere Aufführung an, der Abend kam und alle Vorbereitungen für die „Armide" waren gemacht — aber Elisabeth erschien nicht. Da rollte, es war ungefähr eine halbe Stunde vor Beginn der Aufführung, ein Hofwagen, umgeben von acht Dragonern und einem Offizier, nach der Behrenstraße, um die Sängerin mit Gewalt in's Theater zu führen. An ihrem Lebensabende kam sie später mit besonderer Vorliebe auf diesen Kampf mit dem großen Friedrich zu sprechen. „Ich stand auf," erzählte sie, „ich schmückte mich, aber der Himmel weiß, welche Zorn- und Rachegedanken damals mein Herz erfüllten. Ich

hätte diesem Könige, der mich bis auf's Blut peinigte, in diesem Moment, wo ich auf's grausamste seine tyrannische Willkür empfand, kaltblütig den Dolch, den ich als Armide in meinen Gürtel steckte, in die Brust bohren können. Ich zitterte, ich bebte, als ich meine goldgestickten Gewänder umwarf und ein Diadem durch meine Locken wand, das, als höhnendes Zeichen meiner Unmacht, wie geschmolzen Blei auf meine Stirne preßte und meinen armen, von einem tobenden Kopfschmerz gepeinigten Schädel zu zerdrücken drohte. Ja, rief ich bei mir, indem ich meine Zähne zusammenbiß und meinen fiebernden Pulsen Ruhe gebot, ich will singen, aber ich will singen wie jemand, den man dazu mit der Peitsche treibt. Ich will singen, aber weit entfernt, daß meine Stimme sein Ohr kitzle, soll sie ihn erschrecken und er soll in ihr den empörenden Vorwurf hören, den ich in Worte ihm gegenüber nicht zu kleiden wagen durfte. Ich bebte vor Wut. In dieser Stimmung fuhr ich in's Opernhaus, das Volk lief zusammen, als es meine Leibwache von Dragonern sah und mein weinend Antlitz hinter den Scheiben des Kutschenfensters gewahrte. Mara war schon an der Treppe des Opernhauses, um mich zu empfangen; auch ihn ließ man nicht an mich heran. Der Offi-

zier hatte die Ordre, mich geradezu bis in die erste Coulisse zu begleiten und dort stehen zu bleiben, bis meine Arie anfieng und ich vor die Lampen trat. So stand ich mit ihm hinter der ersten Coulisse, meine Arme flogen vor Erregung hin und her und meine Kniee zitterten; ich zerbrach meinen Fächer und klapperte so heftig im Fieberfrost, daß die Absätze meiner Schuhe, da ich mich einen Augenblick gesetzt hatte, den Takt zu der Symphonie schlugen, die den Beginn der Oper ausmachte. Der König ließ fragen, ob ich da sei; da ihm dies bejaht wurde, war er zufrieden. Die gütige Prinzessin Amalie schickte mir durch ihren kleinen Kammerpagen eine Dose mit krampfstillenden Zuckerkügelchen. Ich nahm einige davon und warf die Schachtel hin, denn meine Hände konnten sie nicht halten. Mein Arzt zeigte sich in einiger Entfernung, er sah sehr bleich aus und ihm bangte für mich. Ich glaubte, daß dies der letzte Abend meines Lebens sei. Ich blickte auf die Bühne, und wie ein Traum schwebten die tanzenden Mädchen mir vor, die den „Rinaldo“ umgaben; ich sah sie für Gespenster an, die auf meinem Grabe tanzten. Jetzt mußte ich heraus. Ich sang meine Bravourarie matt und stockend — der erste Akt ging vorüber; es that mir schon leid, daß ich so schlecht singen

sollte; der Ehrgeiz erwachte in mir, der Zorn und die Erbitterung schwanden. In die Arie im zweiten Akte ‚Misera me!‘ legte ich mein traurig tief bewegtes Herz, ich hätte meinem Peiniger zurufen mögen: Nun, da hast du es! Da stehe ich und singe — aber ist es dir eine Freude, Tyrann? Es war alles still wie in einer Totengruft, als ich so elend meine sterbenden Töne dahinhauchte, alles still wie bei einer Exekution. Ich blickte in die Loge der Prinzessin Amalie — sie war nicht da; vielleicht hatte sie gefürchtet, mich meiner Qual erliegen zu sehen und war, um nicht Zeuge eines so beklagenswerten Sturzes zu sein, nicht erschienen. Mara stand im Orchester, sein Gesicht glühte vor Erregung, er machte heftige Gestikulationen, ein Polizei-Offizier stand dicht hinter ihm. Ich sang, und je tiefer ich in das Bad der Melodien stieg, je brausender die Tonwellen um meine Brust spielten, desto wohler fühlte ich mich, ja ich merkte, wie die Krankheit von mir wich. Auch die Eitelkeit erhob ihre Stimme. Wie, rief ich bei mir selbst, soll der fremde Prinz, der aus so großer Ferne kommt, nicht Gelegenheit finden, deinen großen Ruf aus eigener Wahrnehmung zu bewahrheiten? Willst du, daß er überall, wo er noch hinkommen wird, sagen soll, die Elisabeth Mara

ist keineswegs die treffliche Sängerin, für die sie gilt! Und so kam nun das prachtvolle Duett mit Rinaldo heran; in diesem und der dann folgenden Scene entfaltete ich die ganze Kraft meiner Stimme und versetzte alles in Entzücken. Ich sah, wie der Großfürst sich weit aus der Loge hervorlehnte und mir Beifall zuwinkte, ich sah und hörte ein unruhiges Bewegen und Flüstern in den Logen, wie solches der Enthusiasmus zu bewirken pflegt. Endlich war die Oper zu Ende; ich verließ das Theater und war nun mehrere Tage zum Sterben krank.

Das rücksichtslose Verfahren des Königs machte allerwärts das größte Aufsehen, man nahm allgemein Partei für die arme gemißhandelte Frau, und die französischen Journale, die überhaupt keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, den Sieger von Roßbach zu schmähen, malten den Vorgang mit den grellsten Farben aus. Nach ihnen war Elisabeth dem Tode nahe gewesen und man hatte bereits die Absicht gehabt, sie mit den Sterbesakramenten zu versehen. Zum Schluß forderten die Franzosen die Sängerin auf, den Tyrannen zu verlassen und nach Frankreich zu kommen, wo man die Künstler zu ehren wisse. Und in der That trafen sie hier Elisabeths geheimsten Wunsch. Tag und Nacht rief es in ihr: Du mußt

fort, du darfst nicht länger in Berlin bleiben, wo du solchen Gewaltakten ausgesetzt bist. Da aber an eine Erlaubnis zu einer Reise ins Ausland nicht zu denken war, so war das einzige Heil in der Flucht zu suchen und diese wurde denn auch geplant. Man wollte an einem Spätabend aus Berlin abfahren und hoffte dann, ehe die Flucht entdeckt werden würde, über die Grenze nach Sachsen zu entkommen. Eine französische Schauspielerin, eine Mademoiselle Clarichon, die sich seit längerer Zeit an Elisabeth sehr freundschaftlich angeschlossen, ward für den Plan gewonnen und versprach, ihn aufs Eifrigste zu unterstützen. Aber mitten in den verabredeten Vorbereitungen geriet sie mit ihrem Liebhaber, einem jungen Offizier, in Konflikt, vergaß darüber alle ihre Versprechungen; der Offizier dagegen, der die Absichten der Mara erfuhr, machte eiligst davon Anzeige und infolgedessen wurden die Flüchtlinge noch kurz vor der Grenze von einer militärischen Eskorte eingeholt und hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Man befürchtete das Schlimmste, allein Friedrich, dem vielleicht jetzt selbst sein früheres Verfahren gegen die Sängerin als zu streng erschien, zeigte sich gegen Elisabeth ziemlich milde. Er betrachtete sie als die Verführte und wälzte die ganze Schuld auf Mara,

den er auf die Festung Küstrin transportieren, als Soldat einkleiden und unter die Trommler stecken ließ. Vergeblich suchte Elisabeth die Gnade des Königs nach, es blieb bei dem Befehl. Mara fühlte sich in Küstrin im höchsten Grade unglücklich und flehte seine Frau wiederholt an, ihn doch auf irgend eine Weise aus diesem Elende zu befreien. Da kam Elisabeth auf einen sonderbaren Einfall. Seit längerer Zeit war nämlich der König aufs Eifrigste darauf bedacht, überall, wo es ging, zu sparen, und nun erbot sie sich, fortan nur für die Hälfte ihres Gehaltes zu singen, wenn Mara freigelassen würde. Auf diesen Vorschlag ging der König ein. Bei dem Publikum machte diese Opferwilligkeit den besten Eindruck, und als die Sängerin bald darauf in der kleinen Oper „Der Galeerensklave" auftrat, brachten ihr die überaus zahlreich erschienenen Zuhörer in dem Momente, in welchem sie dem Sklaven die Ketten zu lösen hatte, eine enthusiastische Ovation, die dann später ihr alter treuer Freund Chodowiecki durch einen Kupferstich verewigte.

Das Gemüt Elisabeths hatte nach und nach aber so gelitten, daß die arme Frau fast trübsinnig geworden war. Mara sah nur eine Hilfe und zwar in einer abermaligen Flucht, die denn auch endlich

nach langem Zögern Elisabeths im Frühling 1779 ausgeführt wurde und glückte. Man kam unangefochten bis Dresden. Hier jedoch bemächtigte sich ihrer der preußische Gesandte und schon fürchteten die Flüchtlinge, wieder nach Berlin zurücktransportiert zu werden, als von Friedrich die Weisung eintraf, man möge das Ehepaar ungehindert ziehen lassen. Elisabeth war also der Ketten ledig, die sie seit Jahren schwer gedrückt hatten, und frohen Herzens und hoffnungsreich wanderte sie nun in die Welt hinaus.

Zunächst wandte sie ihre Schritte nach Wien, und hier verschaffte ihr eine eigentümliche Errungenschaft ihrer Kunst mit einem Schlage die Gunst des Publikums. Ein ungarischer Graf hatte sein einziges Kind, eine liebreizende Tochter, durch den Tod verloren und war darüber in an Wahnsinn streifende Melancholie verfallen. Da kamen die Verwandten des Leidenden auf den Einfall, diesen durch den bezaubernden Gesang Elisabeths wieder in die Gegenwart zurückzuführen. Elisabeth bot ihre ganze Kunst auf, und in der That gelang es, den Kranken auf diese Weise zu heilen. Ganz Wien schwärmte nun für die Sängerin, und als Maria Theresia vernahm, daß sich Elisabeth von der österreichischen Hauptstadt

direkt nach Paris begeben wolle, gab sie ihr einen Empfehlungsbrief an ihre Tochter, die Königin Marie Antoinette, mit.

In Paris nahm man die Sängerin sehr freundlich auf, doch nur, weil sie dem verhaßten Preußenkönige entflohen war. Die Kunst des Gastes vermochten nur wenige zu schätzen, den Oratorien, welche Elisabeth mit Meisterschaft sang, wußte das damalige frivole Paris keinen Geschmack abzugewinnen, und so wandte sich denn die Künstlerin, ohne nachhaltigere Erfolge erzielt zu haben, jedoch mit einem Titel der Kammersängerin der Königin beehrt, nach England, und hier betrat sie nun den Boden, auf dem sie unsterbliche Triumphe feiern sollte. Der große Händel, der Komponist so vieler gewaltiger, hoheitsvoller Oratorien, hatte ihr den Pfad geebnet, sie fand ein Publikum, das ihre Leistungen zu würdigen wußte, der Prinz von Wales und selbst der König Georg III. waren ihre bewundernden Zuhörer. Ihre Einnahmen flossen außerordentlich reich, so daß es vorkam, daß sie in 14 Tagen 15,000 Thaler einnahm. Leider wurden aber auch hier wieder die Tage des Glücks durch Mara getrübt. Der rohe Mensch sank immer tiefer, vertrank und verspielte große Summen, so daß nun endlich Elisabeth sich entschloß, sich von ihm zu

trennen. Es gelang ihr dies aber nur mit schweren Geldopfern, Mara verließ darauf London, geriet sehr bald in Elend und verscholl.

Nach einem vierjährigen, an Ehren sehr reichen Aufenthalt in England begab sich Elisabeth nun endlich nach dem Lande ihrer Sehnsucht, nach Italien. Dort sang sie zunächst im Karneval 1788 in Turin, dann im nächsten Jahre in Venedig, in beiden Städten mit glänzendem Erfolge, obgleich sie von den intriganten italienischen Sängerinnen, welche den deutschen Eindringling mit ihrer ganzen südländischen Glut haßten, viel zu leiden hatte. Das Jahr 1790 brachte sie wieder in London zu, 1791 war sie wieder in Venedig engagiert. Als sie im darauffolgenden Jahre wieder nach London zurückkehrte, nahm sie ihren Weg über Paris. Die Revolution schlug gerade ihre heftigsten Wogen, und so kam sie denn mitten in das wildeste Gewühl hinein. Als sie nach ihrem Gasthofe fuhr, begegnete sie einer verschlossenen Kutsche, die von einem rohen lärmenden Volkshaufen umgeben war. Auf ihre Frage, was der Auflauf zu bedeuten habe, wurde ihr von ihrem Kutscher die Antwort: „Man bringt Marie Antoinette in den Tempelturm, damit sie hinter Schloß und Riegel nicht wieder an Flucht denkt“. Elisabeth wurde von dieser Nachricht

so ergriffen, daß sie weinend in die Kissen ihres Wagens sank. So also begegnete sie der Tochter Maria Theresia's wieder.

In England blieb jetzt die Sängerin ununterbrochen zehn Jahre lang. Sie war hier der stets gefeierte Liebling des ganzen Publikums und der Stern, der den berühmten Konzerten in Westminster einen Weltruf verlieh.

Mittlerweile war die Künstlerin 53 Jahre alt geworden, sie fühlte nun, daß die Kraft ihrer Stimme schwand, und war nun darauf bedacht, zur rechten Zeit von ihrem Publikum Abschied zu nehmen. Dies geschah in feierlichster Weise im Jahre 1802; in ihrem Abschiedskonzerte nahm sie noch 7000 Thaler ein. Sie kehrte nun nach ihrer Heimat, Deutschland, zurück und zwar über Paris zunächst nach Leipzig. Als Vater Hiller erfuhr, daß seine berühmte Schülerin im ersten Gasthofe abgestiegen sei, eilte er sofort spornstreichs dorthin; als er aber in das Zimmer Elisabeths trat, erkannte diese ihn nicht, so sehr hatte er gealtert, so erheblich hatten Sorge und Mißmut sein Gesicht durchfurcht.

„Trudel, kennst du mich nicht mehr?“ brachte er wehmütig hervor.

Da, als sie seine Stimme hörte, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.

„Vater Hiller," rief sie, „hilf Gott, was sind wir beide alt geworden!"

Und nun ging es an ein Erzählen, Mitteilen und Urteileaustauschen bis zum späten Abend.

Nach mehreren äußerst freundlich verlebten Tagen verließ darauf Elisabeth Leipzig wieder und ging, dem Rufe von Freunden folgend, nach Petersburg, später nach Moskau, wo sie sich so außerordentlich wohl fühlte, daß sie sich dort ein eigenes Haus kaufte und in diesem den Rest ihres Lebens in beschaulicher Ruhe zu verbringen hoffte. Allein die große Armee Napoleons verjagte sie und ihr Haus ging bei dem Brande Moskau's in Feuer auf. Sie hatte sich nach Esthland gewandt, und hier war ihr der freundlichste Empfang geworden. In Reval und auf den benachbarten Adelssitzen, besonders auf dem des Barons Kaulbars, verlebte sie angenehme, von keiner Sorge getrübte Tage.

Eine ganz besondere Freude ward ihr an ihrem 83. Geburtstage, zu welchem ihr der greise Göthe, der einst in jungen Jahren sie so viel bewundert, folgenden poetischen Glückwunsch sandte:

An Madame Mara
zum frohen Jahresfeste (Weimar 1831).

Sangreich war dein Ehrenweg.
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah' dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend dich zu grüßen!

Aufmerksam verfolgte sie auch jetzt noch das Kunstleben Deutschlands, und als dort die Sängerin Catalani als ein glänzender Stern erster Größe emporstieg, regte sich in ihr der Wunsch, diese Künstlerin zu hören. Sie unternahm die beschwerliche Reise, erkältete sich aber auf derselben, kam krank nach Reval zurück und starb hier am 20. Januar 1833, fast 84 Jahre alt. Ihr Tod wurde nur von wenigen beachtet, die neue Zeit kannte sie ja kaum noch dem Namen nach; diejenigen aber, welche sie einst durch ihren Gesang entzückt hatte, waren ja alle längst vor ihr ins Grab gesunken. Die Kunstgeschichte aber bewahrt ihren Namen mit glänzenden Lettern auf als den einer der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrhunderts.

Der Verherrlicher des lustigen Frankreichs.

Der Verherrlicher des lustigen Frankreichs.

In dem alten weitläufigen Schlosse von Compiègne war es an einem Herbstmorgen des Jahres 1704 schon sehr früh lebendig. Helle Jagdhörner erschollen auf dem Hofe, mutige Pferde wieherten dazwischen und stampften ungeduldig das Pflaster, hunderte von gekoppelten Hunden bellten durcheinander und aus den Portalen des Schlosses drängte sich eine fröhliche, elegante Jagdgesellschaft von Herren und Damen, die jetzt unter der Beihilfe von reich betreßten Dienern sich in die Sättel schwangen und dann unter dem Kommandorufe eines voraustrabenden Jägers mit lautem Scherzen und Lachen zum Schloßthore hinaussprengten.

Die größte Zeit des Jahres herrschte in dem jetzt so belebten Schlosse, in den großen Sälen und den langen Zimmerreihen eine Totenstille und durch die mit dicken Damastvorhängen verhüllten Fenster

drang kaum hie und da ein Sonnenstrahl. Aber alljährlich im Herbst kam fröhliches Leben in die öden Räume. Dann traf der Hof von Versailles hier ein, veranstaltete in den weitausgedehnten Forsten der Umgegend große Jagden und hielt abends im Schlosse prächtige Gelage.

In den letzten Jahren freilich waren diese Jagden mehrmals unterblieben; der König Ludwig XIV. war alt geworden und blieb lieber im behaglichen Lehnstuhle zu Versailles sitzen, als daß er die beschwerlichen Jagdzüge durch Busch und Gehege anführte. Aber die jüngeren Mitglieder des Hofes waren mit diesem Hange zur Bequemlichkeit, der sich mehr und mehr bei dem Monarchen geltend machte, durchaus nicht zufrieden, und so hatte es denn der Herzog von Orleans, ein äußerst lebenslustiger Herr, dahin gebracht, daß in diesem Herbste auch ohne den König eine große Hofjagd zu Compiègne unternommen wurde.

Nur ungern hatte Ludwig dazu seine Einwilligung gegeben. Er war ja der größte Egoist von ganz Frankreich und sah es nicht gern, wenn sich der Hof ohne ihn amüsierte. Schließlich hatte er aber doch dem Herzoge die Erlaubnis nicht mehr verweigern können, und nun war dieser mit einer überaus bunten

Gesellschaft vor einigen Tagen auf dem düsteren Schlosse eingetroffen und ein heiteres Leben und Treiben hatte begonnen. Von dem steifen Hoftone, der unter der Herrschaft der Frau v. Maintenon in Versailles ängstlich aufrecht erhalten wurde, merkte man hier nichts; der Herzog von Orleans hatte neben den jungen Cavalieren und Damen des Hofes auch sonst noch allerlei Gäste geladen, abenteuernde junge Edelleute, wie sie damals aus der ganzen Welt in Paris zusammenströmten, junge Künstler und selbst Tänzer und Tänzerinnen von der Oper, so daß diese wunderlich zusammengewürfelte Gesellschaft die originellsten Kontraste bot. Dies erhöhte aber nur das allgemeine Amüsement, und die allabendlichen Gelage gehörten zu den lustigsten und ausgelassensten, die je in Compiègne gefeiert worden waren.

Heute nun sollte ein großes Treiben abgehalten werden und der Jagdzug bewegte sich daher direkt nach dem Forste, der südlich vom Schlosse sich ausdehnte. Am Rande des Waldes angekommen, teilte man sich in verschiedene Gruppen, die dann unter lautem Hörnerklang nach verschiedenen Richtungen in den Wald hineinritten. Mehrere Trupps, besonders der, welchen der Herzog von Orleans anführte, schienen äußerst angeregt von dem Jagdunternehmen

zu sein, mit großem Eifer sprengten sie in das Dickicht; diejenige Gruppe von Reitern und Reiterinnen jedoch, welche am weitesten nach links hin postiert worden war, schien hauptsächlich nur an dem fröhlichen Morgenritt an und für sich Freude zu haben, man scherzte und lachte in den fröhlichen Morgen hinein, ohne auf die Entwickelung der Jagd gehörige Acht zu geben. Wenn man sich allerdings diese kleine Jagdgesellschaft etwas genauer ansah, so konnte es auch nicht Wunder nehmen, daß man hier keine passionierten Jäger und Jägerinnen vor sich hatte, denn die durchweg hübschen und geistvollen Gesichter verrieten durch ihren zarten und wohlgepflegten Teint, daß sie durchaus nicht enragierten Verehrern des Waidwerks angehörten. Die kleine Gesellschaft schien überhaupt kaum Lust zu haben, mitzujagen; man neckte sich und trieb allerlei Spässe, die stets auf das Herzhafteste belacht wurden.

Am lebendigsten beteiligte sich an diesen Scherzen eine junge Dame, die sehr geschickt einen stolzen Rappen ritt. Sie war noch ein ziemlich junges Mädchen, etwa im Alter von achtzehn Jahren, aber schon ein glänzender Stern am Kunsthimmel von Paris, denn wer bewunderte nicht die schöne, anmutige, graziöse La Montagne, die gefeiertste Tänzerin der

Oper! Auch heute war sie wieder umschwärmt von jungen Künstlern und Cavalieren, die ihretwegen gern die glänzende Jagd im Stiche ließen.

Marion La Montagne war sich aber auch ihres Wertes bewußt; bei aller Liebenswürdigkeit bewahrte sie stets einen gewissen Künstlerstolz, der sie aber nur noch reizvoller und interessanter machte.

Auf den Vorschlag Marions unternahm jetzt die kleine Gesellschaft einen Ritt nach demjenigen Teile des Forstes, bis zu welchem sich die Jagd wahrscheinlich nicht erstrecken würde; man hoffte dort in der Waldeinsamkeit sich einmal so recht ungestört der Naturschwärmerei hingeben zu können. Wohl an zwei Stunden ritt man sodann, von tausenderlei Dingen plaudernd, durch den Wald, bald durch romantische Schluchten, bald über Hügel und Bergkuppen, von denen man Durchblicke in anmutige Thäler hatte. Mehrmals brach Wild durch das Dickicht und setzte über den Weg, aber man ließ das Gewehr ruhig auf dem Rücken hängen und hatte nur seine Freude an den behenden Bewegungen der flüchtigen Tiere.

Auf diese Weise war ungefähr die Hälfte des Vormittags vorübergegangen, und man sah sich nun nach einem lauschigen Plätzchen um, wo man ein

behagliches Frühstück einnehmen könnte. Das Nötige dazu befand sich in den Jagdtaschen der Herren. Ein solches Plätzchen fand sich auch bald; als man eben über eine Landstraße sprengte, bot sich den Suchenden dicht über dem wasserleeren Straßengraben eine von einer mächtigen Eiche beschattete moosbewachsene Felsplatte dar, die wie gemacht dazu schien, die Gesellschaft aufzunehmen. Man zögerte denn auch nicht, von ihr Besitz zu ergreifen und bald saß, nachdem die Pferde seitwärts an Bäume gebunden waren, die Gesellschaft in bunter Reihe im grünen Moose und ließ es sich trefflich schmecken. Bei der behaglichen Rast sprudelte die heitere Laune wieder auf's Munterste empor, und besonders Marion La Montagne zeigte eine Fülle von Witz, der die ganze Gesellschaft in die angeregteste Stimmung versetzte.

Da wurde die lebhafte Unterhaltung plötzlich unterbrochen, denn zwei Fremde tauchten auf der Straße auf. Man hatte sich hier mutterseelenallein gefühlt, so daß die unerwartet erschienenen Fremdlinge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es waren zwei Männer, die rüstig daherschritten; man mußte in ihnen offenbar Reisende vermuten, denn sie waren mit umfangreichen Felleisen belastet. Je näher sie kamen, mit desto regerem Interesse

wurden sie von der Gesellschaft angeschaut, und in der That ließ sich auch kaum ein originelleres Paar denken. Der eine der beiden erwies sich als einen bereits älteren Mann, dessen volles graues Haar in langen Locken auf die Schultern herabhing, während die großen braunen Augen ruhig auf die Gruppe der Herren und Damen schauten; sein Begleiter zu seiner Linken stand noch in den Jünglingsjahren, sein schönes kastanienbraunes Haar war nach der Mode der Zeit frisiert und hinten in einen Haarbeutel zusammengebunden. Das Antlitz des jungen Mannes zeigte eine fast mädchenhafte Schönheit; die blauen Augen blickten offen in die Welt hinaus.

Als die beiden Wanderer ungefähr noch fünf Schritte von der Felsplatte entfernt waren, ergriff Marion einen gefüllten silbernen Becher, erhob sich in keckem Uebermut und trat an den Straßengraben heran.

„Viel Glück auf die Reise," rief sie und schwenkte den Becher, „Ihr scheint es zwar eilig zu haben, doch für einen guten Trunk hemmt Ihr wohl einmal eure Schritte!"

„Herzlich gern," versetzte der ältere Mann, lüftete den Dreispitz und blieb jetzt vor dem schönen Mädchen stehen, „unsere Wanderung ist lang, es kommt uns

daher ein kräftiger Trunk sehr zu statten; zudem dünkt es uns ein Glück, auf Ihre Gesundheit, schöne Hebe, trinken zu dürfen".

„Ihr seid galant," versetzte lachend Marion, und reichte dem Alten den Becher.

Dieser hob ihn empor und sprach fast feierlich: „Möge Ihr goldener Lebensstern niemals erbleichen, sondern allezeit glänzen, selbst dann noch, wenn er hinabsinkt zum Horizont!"

Damit setzte er den Becher an den Mund, that einen kräftigen Schluck und reichte ihn hierauf seinem Begleiter, der etwas weiter zurückstand. Dieser erhob nun den Becher ebenfalls, und indem er mit leuchtenden Augen auf die mit allen Reizen geschmückte Spenderin blickte, rief er begeistert:

„Und mögen die glänzenden Strahlen, die er hinabsendet, stets Tausende erfreuen und beglücken! Denn fürwahr, die Musen müssen dieses schöne Haupt geküßt haben, das mehr dem einer Göttin als dem eines irdischen Mädchens gleicht!" Darauf trank er.

Marion hatte staunend dem begeisterten jungen Manne zugehört. Anfangs hatte sich der schöne Mund zu einem Lachen verzogen, dann aber waren die Züge ernster geworden.

„Ihr wünscht mir das Höchste, was ich erstreben

möchte, das, was ich am innigsten wünschte mein Leben lang," versetzte sie. „Auch Ihr scheint höhere Ziele zu verfolgen, scheint rüstige Künstler zu sein, und so thue ich Euch denn Bescheid, indem ich mit gleichen Wünschen auf Euer Wohl trinke."

Einer der Herren ihrer Gesellschaft reichte ihr jetzt ein gefülltes Glas, sie schwenkte es einmal empor und trank es dann in einem Zuge aus.

Die beiden Wanderer gaben nun den Becher zurück, grüßten noch einmal höflich und setzten dann ihren Weg fort.

Marion blieb noch eine Weile stehen und schaute den Dahinschreitenden nach, bis diese bei der nächsten Biegung des Weges hinter dem Buschwerk verschwunden waren; dann fuhr sie sich, wie aus einem Traume erwachend, mit der Hand über die Augen und rief lachend:

„Was man doch alles erlebt auf einer königlichen Jagd!"

Die übrige Gesellschaft nahm jetzt wieder ihr lustiges, oberflächliches Geplauder auf, allein Marion vermochte nicht mehr in den Ton desselben einzustimmen. Sie blieb still und in sich gekehrt trotz der verschiedenen Versuche der jungen Herren, sie wieder in ihre frühere heitere Laune zu versetzen.

Daß sie noch länger an die beiden Wandersleute dachte, ahnte wohl niemand.

Auch die beiden Männer waren durch das kleine Reiseintermezzo auf's Lebhafteste angeregt worden und sprachen jetzt, da sie wieder rüstig ausschritten, den kleinen Vorfall nocheinmal auf das Ausführlichste durch. Der Alte lobte hauptsächlich die elegante, graziöse Haltung der schönen Dame, während der Jüngling nicht genug das edelgeformte Antlitz, die bezaubernd schönen Augen der Fremden preisen konnte. In beiden regte sich eben der verständnisvolle Künstler, denn beide waren Maler von Profession.

Der Aeltere der Beiden, Jean Martin mit Namen, hatte es zwar in seinem Leben in seiner Vaterstadt Valenciennes nicht besonders weit gebracht und darum ihr den Rücken gekehrt, freilich nicht, um nun noch in Paris, wohin die Reise ging, Ruhm und Ehre, sondern nur um einen auskömmlichen Verdienst für den Lebensunterhalt zu erwerben.

Anders verhielt es sich mit dem jugendlichen Begleiter, Antoine Watteau; auf diesen blickte Martin mit den größten Hoffnungen, er lebte der Ueberzeugung, daß derselbe ein bedeutendes Talent

besitze, und hatte ihn mit aller Sorgfalt, so gut er es vermochte, in der Kunst der Malerei unterwiesen, jetzt aber fühlte sich der Lehrer von dem zwanzigjährigen Schüler bereits überholt, und nun mußte in der Hauptstadt ein Meister gesucht werden, der den talentvollen Jüngling weiter ausbildete.

Dies sollte sich aber nicht so leicht thun lassen, wie man daheim gedacht hatte. Die Glanzperiode der Zeit Ludwigs XIV. war längst vorüber, und statt der prächtigen Hoffeste, die der König ehedem in Versailles gegeben, und die sich dann, wenn auch in kleinerem Maßstabe, in den Häusern der Vornehmen von Paris wiederholt hatten, hielt man jetzt nur langweilige, eintönige Konversationen ab, welche die griesgrämige Maintenon präsidierte und denen der greise König geduldig zuhörte. Lustige Maskenscherze, Ballets und Theateraufführungen waren bei Hofe völlig verpönt und auch in Paris auf nur wenigen Bühnen solche Vorstellungen gestattet.

Daß es infolgedessen für Dekorationsmaler nur wenig Verdienst gab, war natürlich, und so konnten denn Meister Martin und sein junger Gesell nirgendwo ein Unterkommen finden. Besonders Antoine Watteau schmerzte dies tief; er war ein schwärmerischer Verehrer des Theaters; schon als Knabe hatte

er in seiner Vaterstadt Valenciennes alle die Theatervorstellungen eifrig besucht, welche durchreisende Schauspielertruppen dort gegeben hatten. Am liebsten wäre er dann stets mit diesen Komödianten hinausgezogen in die weite Welt, so reizend und glückselig war ihm immer deren Leben erschienen. Aber die Eltern hatten natürlich von solchen Wünschen des Knaben nie etwas wissen wollen, und so war diesem nichts weiter übrig geblieben, als die phantastischen Gestalten mit dem Zeichenstift festzuhalten. Dabei war aber der Vorsatz in ihm gereift, sobald er nach Paris kommen werde, bei einem Theater als Dekorationsmaler Beschäftigung zu suchen. Daß er zunächst so grausam enttäuscht werden sollte, hatte er damals nicht geahnt.

Aber Meister wie Geselle ließen die Hoffnung nicht sinken. Der Alte hatte vor etwa dreißig Jahren schon einmal in Paris in Arbeit gestanden, er erkundigte sich nun nach seinen damaligen Freunden. Da war freilich schon mancher mit Tod abgegangen, andere waren verkommen; aber siehe da! einer, er war gerade der am wenigsten Talentvolle gewesen, lebte noch und befand sich in den besten Verhältnissen. Er hatte das Malerhandwerk an den Nagel gehängt und war Farbenhändler geworden. An diesen, den behäbigen Herrn George Ricot, wandte sich nun

Meister Martin, beschwor die alte Jugendfreundschaft wieder herauf und bewog den alten Farbenhändler, sich der beiden Arbeitslosen anzunehmen. Das fiel Ricot denn auch nicht allzuschwer; er war Farbenlieferant für alle größeren Theater und darum auch in den betreffenden Malerstuben wohl bekannt. Es gelang ihm daher bald, seinen alten Jugendfreund und dessen Schützling bei einem mittleren Theater als Dekorationsmaler unterzubringen.

Antoine Watteau jubelte hoch auf, als ihm sein Engagement mitgeteilt wurde; er sah sich entzückt am Ziele seiner Wünsche, an jenem zauberischen Blendwerk mithelfen zu können, welches die Augen von Tausenden berauschte, und im tiefsten Innern keimte auch in ihm die Hoffnung auf, hier in dem bunten Theatertreiben einmal wieder jener schönen Unbekannten zu begegnen, deren zauberische Anmut ihn immer und immer wieder beschäftigte. Doch das Glück wollte ihm nicht wohl; wie er auch ausspähte, er fand die schöne Hebe nirgends, und da er ja auch ihren Namen nicht kannte, so war es ihm nicht möglich, Erkundigungen nach ihr einzuziehen.

Aber noch übellauniger sollte sich ihm das Schicksal zeigen. Die Mißstimmung der Frau v. Maintenon gegen die Theater steigerte sich noch mehr, und

es erschienen königliche Verordnungen, die der Bühne, an welcher Watteau beschäftigt war, das Weiterfortbestehen unmöglich machten; man mußte schließen, und der junge Künstler sah sich abermals brodlos und aus der bunten Welt des Scheins hinausgedrängt in die rauhe Wirklichkeit. Alle Versuche, bei den wenigen Theatern, welche noch spielten, anzukommen, waren vergeblich, und da mittlerweile auch jeder Zehrpfennig aufgebraucht war, sah sich Watteau gezwungen, bei einem Maler Metayer in Arbeit zu treten, der für Jahrmärkte und Dorfkirchen fabrikmäßig Heiligenbilder anfertigte. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, verdiente auch ein gutes Stück Geld, aber er hatte nichts als den heiligen Nikolaus und nur immer wieder den heiligen Nikolaus herzustellen.

Das waren denn schwere Zeiten für den jungen emporstrebenden Künstler, doch ließ er sich nicht ganz niederdrücken, sondern benützte seine wenige freie Zeit, besonders die Sonn- und Feiertage und die frühen Morgenstunden des Sommers, zu eigenen Kompositionen, welche er dann bei Kunsthändlern ausstellte. Er hatte auch die Freude, zu bemerken, daß seine Bilder von Kunstverständigen lobend betrachtet wurden; das war indes Alles, was sollte man mit den Schöpfungen eines völlig Unbekannten?

Da trat endlich ein Ereignis ein, welches allen Verhältnissen in Frankreich eine neue Wendung gab: Ludwig XIV. verschied und mit ihm ging eine grämliche, mißmutige Zeit zu Grabe. Das Volk atmete erleichtert auf, ja, es jubelte bei der Nachricht vom Tode des Königs und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit so pöbelhaftem Mutwillen, daß man genötigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu ihrer letzten Ruhestätte zu führen. Die Zügel der Regierung aber erfaßte für den minderjährigen Ludwig XV. der Herzog Philipp II. von Orleans, ein geistvoller gewandter, aber bis zur Zügellosigkeit lebenslustiger Herr. Mit seiner Herrschaft brach nun eine tolle Zeit an, die als die lustigste zu bezeichnen ist, welche Paris jemals durchlebte. Alle Theater, welche die verhaßte Maintenon geschlossen, wurden wieder geöffnet und aller Orten feierte man die ausgelassensten Feste. Dazu kam, daß ein genialer Kopf, der Schotte Johann Law, ein neues Finanz-„System" erfunden hatte, vermittelst dessen sich nicht nur der Staat seiner drückenden Schuldenlast zu entledigen gedachte, sondern durch das auch, sowie ferner durch die von ihm gegründete „Mississippi-Compagnie" den Geldverhältnissen der Bürger die günstigsten Chancen eröffnet wurden. Die von Law ausgegebenen Aktien warfen

bereits außerordentlich hohe Dividenden ab; noch bedeutenderer Gewinn war in Aussicht, und so schwelgte Alles in Glück und froher Hoffnung, daß die sorgenvolle Zeit nun für immer vorüber sei und nur noch Lust und Freude des glücklichen Frankreichs harre.

Infolge des großartigen Umschwunges litt es natürlich auch Antoine Watteau nicht mehr länger bei Meister Metayer, er eilte zu Herrn Claude Gillot, dem berühmten Theaterdekorateur der großen Oper und bot ihm seine Dienste an. Der freisinnige Mann war bereits auf das Talent Watteau's aufmerksam geworden. Da er selbst ein talentvoller Maler war, der eine ganze Reihe von allgemein geschätzten Bildern, die hauptsächlich Götterfeste, Sonnen mit Bacchantinnen, Satyren, Nymphen u. s. w. darstellten, geschaffen hatte, so waren ihm die kleinen Gemälde, die Watteau ausgestellt hatte, längst aufgefallen. Besonders hatte ihn der graziöse Geschmack in der Darstellung und vor allen Dingen die harmonische Farbenwirkung in den Bildern des jungen Künstlers angesprochen. Er nahm diesen daher bei den nun günstigeren Zeitverhältnissen mit Freuden auf, und so sah Watteau auf's neue die Zauberwelt der Oper und des Theaters vor sich eröffnet.

Bei dem bunten Leben, das ihn wieder umfing,

tauchte auch wieder, er wußte selbst nicht recht, wie dies kam, die Erinnerung an jene schöne Frauengestalt in ihm auf, der er im Forste von Compiègne begegnet war. Sie hatte damals angedeutet, daß sie dem Künstlerstande angehöre, und nun war es ihm stets, als müsse da oder dort hinter einer Coulisse ihr schönes Antlitz neckisch hervorschauen. Seine neue Stellung bürdete ihm jedoch in der ersten Zeit so viele Arbeiten auf, eine Masse neuer Opern und Ballets sollte in allernächster Zeit in Szene gesetzt werden, daß er nur selten einmal einen flüchtigen Blick auf die Bühne, wo von früh an fleißig geübt und geprobt wurde, werfen konnte.

Bei dieser rüstigen Arbeit waren fast vierzehn Tage vergangen, als eines Tages, er war gerade damit beschäftigt, Palmen für einen Zaubergarten auf eine Coulisse zu malen, sich eine besonders lebhafte Bewegung auf der Bühne bemerkbar machte. Er schaute auf und traute seinen Augen kaum — in dem Kreise der ihm bekannten Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen stand hoheitsvoll wie eine Göttin seine schöne Unbekannte.

„Mein Gott, wer ist diese Fremde?“ rief er unwillkürlich zu einem seiner Kollegen hinüber, der seitwärts von ihm beschäftigt war.

Der Angeredete wandte sich um und brach dann in ein halb unterdrücktes Lachen aus.

„Das glaube ich wohl,“ versetzte er leise, „daß Die es Euch sofort anthut, nun, da habt Ihr manchen Leidensgefährten. Das ist ja unsere gefeiertste Tänzerin, die La Montagne; sie hat sich daheim die Hauptpartie des neuen Ballets ‚Der Triumph des Amor‘ einstudiert, und nun soll die erste große Probe stattfinden.“

Der Kollege plauderte noch weiter, aber Watteau hörte schon längst nicht mehr auf ihn, nachdem er Namen und Stand der Fremden erfahren hatte. Wie bezaubert hingen seine Augen an dem feinen Antlitze der schönen Tänzerin und es war ihm, als wäre sie seine Göttin, die ihn begeisternd und beschirmend zum Gipfel des Ruhmes emporheben sollte.

Die Probe zu dem neuen Ballet begann. Das Orchester setzte mit einer lieblichen Melodie ein, Marion La Montagne warf ihren Mantel von sich, und ein Ruf der Bewunderung und Ueberraschung wurde von allen Seiten hörbar. Selbst das Orchester hielt inne. In dem überaus geschmackvollen Kostüme einer Diana stand die Tänzerin da.

Die allseitige Bewunderung, die sie wohl erwartet hatte, schien sie sehr zu belustigen, sie lachte laut auf,

und das klang wie die Stimme eines silbernen Glöckchens.

„Nun, ihr wißt ja, ich liebe die Ueberraschungen," rief sie, „und so komme ich denn heute schon in meinem Spielkostüm. Außerdem soll freilich der kleine Spaß auch noch den Zweck haben, mich zu versichern, daß mir diese Kleider beim Tanz bequem sitzen."

Mit halb neidischen, halb bewundernden Blicken musterte man das prächtige Kostüm, bis Marion den Wink zum Wiederbeginn der Musik gab und gleichzeitig mit dem Tanze begann, mit welchem sie das Ballet zu eröffnen hatte. Sie entfaltete alle ihre Kunst, und wenn man sie so hinschweben sah voll Anmut und Grazie, so hätte man denken können, Terpsichore selbst, die Göttin des Tanzes, hätte sich zu den Sterblichen hinabgelassen.

So schien es besonders dem begeisterten Watteau, der, ganz der Gegenwart entrückt, kein Auge von der schönen Tänzerin abkehrte und sie in seiner Begeisterung eher für eine himmlische Erscheinung, als für eine irdische zu halten geneigt war.

Während der ganzen Probe wandte Watteau keinen einzigen Blick von Marion La Montagne; erst als das Ballet zu Ende war, die Tänzerin wieder ihren Mantel umwarf und mit einem leichten Gruße gegen

ihre Kollegen und Kolleginnen die Bühne verließ, erwachte er wie aus einem Traume.

Also hier war der Schauplatz ihrer Triumphe und er hatte viele Tage lang hier gearbeitet und kein Sterbenswörtchen davon gewußt. Diese Palmen, die er malte, sollten den Hain bilden, in dem sie wandeln würde! Oh, wie wollte er nun alle seine Kunst aufbieten, um ihn ihrer würdig zu machen!

Rastlos malte er fortan vom frühen Morgen bis zur Dämmerung; allen Schmelz, allen Duft, dessen sein Pinsel nur fähig war, legte er in die orientalische Landschaft, die den Hintergrund des Haines zu bilden hatte, und die Palmen der Coulissen stattete er mit einer Naturtreue aus, welche die allgemeinste Bewunderung erregte.

Marion sah er seitdem öfters wieder; das Ballet mußte noch mehrmals geprobt werden, um ein günstiges Zusammenspiel zu erzielen, und diese kurzen Stunden gaben dann Watteau immer wieder neue Spannkraft für seine ziemlich mühevolle Arbeit.

So malte er mit wachsendem Eifer ununterbrochen an der langen Arbeit weiter, bis sie schließlich in schönster Vollendung vor ihm stand. Auch die Proben waren mittlerweile soweit fortgeschritten, daß man die letzte, die Generalprobe, mit allen Kostümen

und Maschinerien, natürlich auch mit allen Coulissen, abhalten konnte. Watteau stand während derselben in einer Ecke hinter einem Versatzstück und konnte die Augen von der schönen Solotänzerin La Montagne, die jetzt in ihrem noch vervollständigten Kostüm einer Diana anmutvoller und graziöser denn je aussah, nicht abwenden. Je länger er sie anschaute, desto heftiger klopfte ihm das Herz und er mußte sich mit aller Gewalt zusammennehmen, daß seine große Bewegung nicht auffiel.

Nach dem Schluß der Probe blieb er noch lange in seiner Ecke stehen; immer war es ihm wieder, als schwebe noch die reizende Diana vor ihm auf und nieder, als höre er noch das leise Rauschen ihres grünen Gewandes, als blitze noch bei dieser und jener Bewegung der goldene Halbmond in ihrem braunen Haare auf.

Endlich aber mußte er sich ermannen, die Maschinisten und deren Hilfsarbeiter richteten die Bühne für die Abendvorstellung her und verscheuchten ihn. Langsam ging er seiner Wohnung zu, doch der Lärm der Straße vermochte nicht, ihn aus seinem wachen Traume zu erwecken, und so war er denn auch noch in dem Zauberbanne der schönen Tänzerin befangen, als er in seinem kleinen Stübchen anlangte.

Hier aber griff er eiligst zum Stift; es war ihm die Ueberzeugung gekommen, daß er den Bann nur brechen könne, wenn er das Bild der Vergötterten auf die Leinwand fessele. Bald waren die Hauptformen des Gesichtes entworfen; schon aus den wenigen Strichen konnte man die Anmut des Urbildes erkennen. Jetzt nahm er den Pinsel und ging nun rüstig an das eigentliche Bild.

Es war wahrhaft wunderbar, wie schnell er hier vorwärts kam, kaum hatte er den Grundton aufgelegt, so traten auch schon die Fleischtöne lebhaft hervor und die Züge bekamen Ausdruck. Um den Mund spielte ein feines, siegesgewisses Lächeln und aus den großen Augen leuchtete übermütige Jugendlust. In den braunen Wellen des reichen Haares aber blitzte der goldene Halbmond der Diana.

Je mehr das Porträt seiner Vollendung entgegenrückte, desto ruhiger ward die Hand des jungen Künstlers, die anfangs in fieberhafter Hast gemalt hatte, und als endlich das schöne Frauenbild in seiner ganzen bezaubernden Anmut bis auf den letzten Pinselstrich fertig ihm entgegenleuchtete, da lehnte er sich aufatmend in den Stuhl zurück und rief begeistert:

„Ja, du bist es, du holde Angebetete und ich fühle es klar, du bist meine Göttin, die ich mir er-

ringen muß und die die Muse meiner Kunst sein wird! Keine Rast und Ruhe will ich mir gönnen, bevor ich nicht zu der Höhe emporgestiegen, wo ich dann deiner würdig bin!“ —

Und er hielt Wort. Zunächst überreichte er nach der ersten Aufführung des neuen Ballets: „Der Triumph des Amor“, in welchem Marion aufs neue alles entzückt und berauscht hatte, dieser das wohlgelungene Porträt und hatte die Freude, daß sein Werk die beste Aufnahme fand. Die Künstlerin sagte ihm einige verbindliche Worte und versprach ihm, daß sie dem Porträt den schönsten Platz in ihrem Boudoir anweisen werde.

Watteau war jetzt der glücklichste Mensch von ganz Paris. Er hatte sie durch ein Werk seiner Hand erfreut, durfte sie grüßen und mit ihr, wenn es sich gerade fügte, auf den Proben einige Worte wechseln und ihr so mehr und mehr näher treten. Dabei lernte er in ihr ein geistvolles, heiteres Mädchen kennen, das freilich bisweilen auch etwas kokett, etwas eigensinnig, ja bisweilen sogar etwas hochfahrend war; aber wer konnte das so einer gefeierten und verzogenen Künstlerin wohl übel nehmen? Daß sie sich einstmals seiner nicht zu schämen brauchte, dafür wollte er schon sorgen; immer mehr fanden

ja seine Arbeiten Beifall, schon wurden ihm Anträge von hohen Herrschaften, Dekorationsmalereien in deren Schlössern auszuführen, gemacht, allein er lehnte diese Aufforderungen ab, nur dem Theater wollte er sein Talent widmen, und auch nur dem Schauplatz von Marions Triumphen.

Er machte in der Coulissenmalerei auch solche Fortschritte, daß seine Gärten, seine Parks bald die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zogen und die Theaterdirektion bei der ersten Aufführung neuer Stücke nicht verfehlte, auf dem Zettel zu bemerken: „Mit von Antoine Watteau gemalten neuen Szenerien."

Das Vollendetste in dieser Art lieferte er zu dem Ballet „Orpheus und die Bacchantinnen"; hier waren die griechischen Landschaften von wahrhaft entzückender Schönheit, sodaß das Publikum bei dem Aufgang des Vorhangs in den lautesten Beifall ausbrach und am Schluß des Ballets neben Marion auch den Schöpfer der Malereien stürmisch rief. Watteau war durch diese unerwartete Auszeichnung anfangs mehr bestürzt als erfreut und wollte dem Hervorruf durchaus nicht Folge leisten. Da aber ergriff Marion seine Hand, und fast keck trat er nun mit ihr vor die Lampen.

Als das Publikum das schöne Paar erblickte,

brach es in einen so lauten Jubel aus, wie er seit dem Bestehen des Theaters nicht gehört worden war, und von verschiedenen Seiten rief man: „Vivat Watteau und La Montagne!“

Diese Ausrufe machten auf den jungen Künstler einen gewaltigen Eindruck; es war ihm plötzlich, als sei er nun auf der Höhe angelangt, wo die gefeierte Marion stand, und als habe er jetzt ein Recht, um ihre Liebe, ihre Hand zu werben. Dieser Gedanke, sowie die ganze Ovation erregte ihn dermaßen, daß er, als der Vorhang wieder herabgegangen war, Marions Hand an seine Lippen zog und küßte.

Verwundert blickte die Tänzerin auf den jungen Mann, da sie sich aber in bester Laune befand, so nahm sie die kleine Huldigung nicht übel, sondern sah nur lächelnd auf ihn herab.

Diese Huld versetzte Watteau in ein Meer von Wonne; glückstrahlend sah er ihr nach, als sie nun über die Bühne nach ihrer Garderobe ging.

„Jetzt oder nie!“ rief es in ihm und schnell war in ihm ein Plan gereift. Er wußte, daß jetzt vor dem Portal des Theaters ihr Wagen hielt und daß sie in diesem nach ihrer Umkleidung nach ihrer Wohnung fuhr. Er wartete daher am Portal auf sie, und als sie in diesem erschien, bat er sie, da er

ihr etwas höchst Wichtiges mitzuteilen habe, sie mit in ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Sie sah ihn zuerst etwas befremdet an, dann nickte sie jedoch freundlich, und so saß er bald mit hochklopfendem Herzen an ihrer Seite in der rasch dahin rollenden Karosse.

Als er mit ihr in das wohlige, elegante Boudoir trat, wollte ihm anfangs der Mut etwas sinken; da fiel aber sein Blick auf das Porträt, das er der Künstlerin verehrt, in einem prächtigen Barockrahmen glänzte es, sie schätzte also seine Arbeit, seine Kunst. Er nahm denn all seinen Mut zusammen und schüttete das Geheimnis seines Herzens vor ihr aus. Als er sie aber dann in fast fieberhafter Bangigkeit anschaute, verzog sie den kleinen Mund, halb höhnisch, halb belustigt, zu einem Lachen, das Watteau wie ein kalter Eisstrom vorkam, der in sein heißkochendes Herz gegossen wurde.

Er zuckte zusammen und strich sich mit der Hand über die Stirne, wußte er doch nicht mehr, ob er wachte oder träumte. Er wollte antworten, vielleicht etwas sagen zur Entschuldigung seines Schrittes, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt und so stotterte er nur etwas wie einen Gruß und stürzte zur Thüre hinaus.

Er war im tiefsten Innern so erregt und fühlte sich so schwer gekränkt, daß er nur mit Mühe seine Fassung wieder gewinnen konnte. Es war ihm unmöglich, wieder das Theater zu betreten, in welchem sie täglich ein- und ausging, wieder sonnige Haine und sonnenbeglänzte Gärten für die Bühne zu malen, auf der sie, die sein Herz so schmachvoll verachtet, allabendlich Triumphe feierte. Daher bat er am andern Morgen den Direktor des Theaters um seine Entlassung und verließ sogar noch an diesem selben Tage Paris, um seine Heimat Valenciennes, seine Eltern und Geschwister aufzusuchen, um fern von dem trügerischen Glanze der Hauptstadt fortan zu leben und zu schaffen.

Auf das Herzlichste wurde er überall aufgenommen, und der Vorsatz befestigte sich in ihm, hier ein Atelier aufzuschlagen, um von nun an in stillster Zurückgezogenheit nur seiner Kunst zu leben.

Aber diesen Vorsatz vermochte er nur wenige Tage aufrecht zu erhalten; schon nach Verlauf einer Woche zog es ihn unwiderstehlich wieder nach Paris, nach dem Theater, der Oper, dem bunten Wechsel der Dinge und Menschen, ohne welchen das Leben ihm kahl und öde erschien.

So kehrte er nach Paris zurück, doch konnte er

sich nicht entschließen, aufs neue so nahe mit der Bühne in Berührung zu treten, daß er wieder Dekorationen für sie male. Er schlug daher einen neuen Weg ein, indem er, statt für das Theater zu malen, das Theater selbst mit dessen Maskenfiguren und dessen Szenerien zum Selbstzweck seiner Palette machte. Dadurch betrat er nun aber auch erst das eigentliche Feld, auf dem er sich als genialer Meister unsterblich machen sollte. Das ganze lustige Frankreich, wie es sich in den ersten Jahren der Regierung des Herzogs von Orleans und in der Blütezeit der Law'schen Unternehmungen gestaltete, brachte er auf seinen graziösen, grotesk charakteristischen Bildern zur Anschauung. Von der Darstellung von Theaterszenen, von der Theaterposse war es ihm denn auch ein Leichtes, zur Posse der Wirklichkeit, welche die vornehme Gesellschaft seiner Tage trieb, überzugehen, und in diesem Genre schuf er dann Bilder von wahrhaft entzückender Anmut. „Die Welt, die er in diesen Bildern schuf," sagt einer seiner Bewunderer, der Kunstkritiker Jakob Falke, „war zwar ein Abglanz der Wirklichkeit, doch wie das Dichterauge des Künstlers sie sah, wie sein Herz sie gewünscht hätte. So wurde das Land seiner Kunst ein Ideal der Natur, ein Ideal nach seinem Sinne und dem Geiste seiner

Zeit, von der Wirklichkeit durch einen breiten Strom getrennt, wie wohl oft ein breiter Streif blauen Himmels die Fata morgana, der landschaftlichen Gegenstände phantastisches Widerspiel, vom Horizont des Festen abscheidet. Es war das Paradies, das er für seine Zeit wieder erfand, leider nur im Bilde, und die einmal verlorene Unschuld — eine Tugend, der sich dies Zeitalter am allerwenigsten rühmen mochte — konnte er auch nicht wieder bringen.

„Die Gaben, womit er das Paradies erfüllte, waren Liebe und Lust, die selige Ruhe der Götter, das selbstvergessene Behagen im Genießen, Vergessenheit der irdischen Schwächen und Gebrechen, Vergessenheit selbst des Allen bevorstehenden Endes. Doch das Letzte versuchte er nur zu schildern, er konnte es nicht. Gerade er, in dessen Brust sich früh der Wurm des Todes einschlich, gerade er kann den melancholischen Zug, welcher der ganzen Zeit angehört, am wenigsten verbergen. Wie das Bild des glücklichen Schlafes uns den Zwillingsbruder in die Erinnerung ruft, so vermag hier das Bild der vollen Lust, je ängstlicher jede Störung abgehalten, jede Schranke, die der Grazie ausgenommen, aufgehoben werden soll, umsoweniger den Gedanken der Endlichkeit und Vergänglichkeit fernzuhalten. Wir

sehen ihn nicht, aber wir ahnen den Wurm im rotwangigen Apfel.

„Seine Landschaften sind nicht Porträts der Natur, wie sie das naturgeschichtliche Auge anerkennen würde. Vielleicht würde man diesen Baum in der Wirklichkeit gerade so nicht finden, jenen andern nicht auf dem Boden, auf dem er steht. In diesem Sinn sind sie Träume freie Nachbildungen mit der Lizenz des Poeten, aber das muß man zugestehen: sie sind wunderbar geeignet, wozu ihr Meister sie bestimmt hat, Stätten des Glückes und der Liebe zu sein. Funkelnd im Sonnenschein des frischen, tauigen Morgens, oder übergossen mit den duftigen Schatten des dämmernden Abends, ziehen sie unser Auge und Gefühl durch die Reize dichterischer Stimmungen in sich hinein bis wir, hingegeben unserer Betrachtung, uns verirrt glauben. Die Rose scheint zu duften in ihrem jungen Kolorit, das helle Gras funkelt im Tau; man glaubt die Nachtigall flöten, die Tauben girren, das leichte Gezweige im leisesten West rauschen zu hören, wie es das Geflüster der Liebe im Geheimnis der dunkeln Laube zu übertönen und dem neugierigen, störungslustigen Wanderer zu verbergen scheint.

„Mit Göttern und Halbgöttern, mit Menschen

aller Stände belebte er diese Natur. Seine Unsterblichen aber wie seine Sterblichen, es waren doch immer die Menschen, wie er sie kannte, oder wie er sie nach dem Bilde derer schuf, die er beobachtet hatte. Die Welt, in der er lebte, war das Theater, und von daher stammten seine Modelle oder vielmehr seine Ideale. Freilich zeigten sich seine Prinzessinnen von Geblüt damals nicht anders, als die Prinzessinnen der Bretter. Seine Musen waren nicht die Gottheiten des theatralischen Olymp, sondern wirkliche Mitglieder der Oper und des Ballets, und von nicht anderem Schlage gaben sich die hochgeschürzten Hirtinnen in steifen Reifröcken zu erkennen. Es war alles eine und dieselbe verkleidete Welt, die sich bald in dieser, bald in jener Maskerade gefiel."

Die ersten Bilder dieser Art fanden indes beim Publikum wenig Anklang, man hatte bisher nur die im hohlen Prunkstyle der Akademiker ausgeführten Gemälde gehabt und so konnte man sich an die neue, graziöse, duftige Darstellungsweise nicht gleich gewöhnen, ja die gelehrten Kunstkenner stellten anfangs sogar in Frage, ob Watteau überhaupt ein Maler sei.

Die Mißachtung der Watteau'schen Schöpfungen konnte sich aber nicht lange halten, und als sich erst eine kleine Gemeinde für den Künstler gebildet hatte,

ging auch bald der gesamte Troß der Kunstfreunde zu Watteau über und dieser ward in verhältnismäßig kurzer Zeit der gefeiertste Maler Frankreichs; er wurde der Mann der Mode. Die Pariser erfanden für die von ihm neugeschaffene Gattung die treffende Bezeichnung „Peintre des fêtes galantes“ und erhoben seinen Geschmack zu dem allein giltigen. Die gesamte feine Welt kleidete sich jetzt à la Watteau, richtete sich ihre Salons, ihre Boudoirs à la Watteau ein und feierte Feste à la Watteau.

Aber der Zauberer, der über all' diesem lustigen Leben seinen unsichtbaren Stab schwang, er vermochte nicht, in diese heitere, liebeselige, lustbefangene Welt hinabzusteigen. Der Schmerz über seine verschmähte Liebe nagte ihm am Herzen, und er konnte nur Trost und Beruhigung finden, wenn er die heitere Welt mit seinem genialen Pinsel verherrlichte, in welche froh genießend einzutreten das Schicksal ihm versagt hatte. Er mied alle Gesellschaft, und da ihn die lästigen Neugierigen bis in seine stille Wohnung verfolgten, so suchte er Zuflucht bei Kunstfreunden, die ihm jeden Besucher fern halten mußten.

Durch sein großes, prächtiges Bild: „Die Wanderung nach der Insel Cythera“, öffnete er sich die Pforten der Akademie, aber auch diese höchste Ehre,

die er erreichen konnte, hatte weiter keinen Einfluß auf seine Gemütsstimmung.

Da riet man ihm zu einer Reise, die ihn wohl zerstreuen und aufheitern könnte, und er unternahm eine Tour nach England — doch ebenso schwermütig, wie er von Paris abgefahren war, kam er dorthin zurück.

Nach und nach scheint ihm aber Paris ganz unleidlich geworden zu sein, wenigstens lebte er von jetzt ab fast ausschließlich auf den Schlössern und Villen seiner Freunde. Längere Zeit hielt er sich auf dem Schlosse Chantilly, dem Besitztum des Prinzen Condé, auf, und malte hier eine Reihe von drolligen Bildern, welche auf die noblen Passionen des Herzogs von Orleans anspielten. Dann ging er nach Nogent an der Marne zu einem alten Freunde, der dort Pfarrer war. Sein Trübsinn nahm jedoch immer mehr zu, und dennoch malte er gerade jetzt in seiner tiefsten Melancholie seine lustigsten Maskenszenen.

Da sich mittlerweile auch körperliche Leiden einstellten und er im Hause des Pfarrers nicht die nötige Pflege genießen konnte, so räumte ihm sein Freund Lefèvre, der Intendant der Hoffeste, welcher ein Landhaus in Nogent besaß, dieses ein, und Watteau siedelte in dasselbe über.

Als er an einem freundlichen Sommertag hier in der Laube vor dem Hause saß, näherte sich ihm eine gebückte Frauengestalt und als er derselben in das gramdurchfurchte Antlitz sah, fuhr er entsetzt von seinem Stuhle auf — die bleiche abgehärmte Gestalt war Marion La Montagne, die einst im stolzen Uebermute sein warmes Herz verschmäht und das Glück seines Lebens zertrümmert hatte. Jetzt kam sie, arm, gebrochen und von allen ihren frühern Verehrern verlassen, hilfesuchend zu ihm, und er stieß sie nicht zurück. Er räumte ihr mehrere Zimmer des Landhauses ein, ließ ihr die sorgfältigste Pflege angedeihen und vermied jede Erinnerung an die frühere Zeit des Glanzes.

Nach und nach genas Marion; als sie aber völlig wiederhergestellt war, ließ er ihr bemerken, daß an ein ferneres Zusammenleben mit ihr jetzt nicht mehr zu denken sei, und so begab sich die Tänzerin, noch reichlich ausgestattet, nach Paris zurück.

Watteau hatte aber die Begegnung mit der Geliebten seiner Jugend doch tiefer aufgeregt, als er sich zuerst selbst eingestanden hatte. Bald nach Marions Weggange verschlimmerte sich sein Brustleiden derart, daß er an sein Ende denken mußte und daher sein Testament machte, in welchem er vier von

seinen Freunden seinen gesamten Nachlaß zusprach.

Bald darauf schlief er, es war am 18. Juli 1721, sanft ein und ward auf dem Friedhofe von Nogent zur Erde bestattet.

Durch seinen frühen Tod verlor die Welt einen der genialsten, anmutigsten und graziösesten Maler, der, wie kaum ein anderer Künstler, mit soviel ungezwungener Naivetät das Leben seiner Zeit in seinen Meisterwerken zur Anschauung brachte. Ob er jemals die hohe Stufe der Meisterschaft erstiegen haben würde, wenn er vor der schmerzensvollen Herzenswunde bewahrt geblieben wäre, ist sehr zu bezweifeln. Da er sich von dem fröhlichen Genusse des Lebens ausgeschlossen sah, so stellte er diesen mit umso lebendigeren Farben dar, und so wurde er erst durch seinen tiefen Herzenskummer der unsterbliche Verherrlicher des lustigen Frankreichs.

Die Begründerin der deutschen Schauspielkunst.

Die Begründerin der deutschen Schauspielkunst.

An einem regnerischen Aprilabende des Jahres 1727 war auf dem Wiesenplane vor dem Grimmaischen Thore in Leipzig ein lebhaftes Wogen und Drängen, denn jeder wollte sich einen Platz in dem roh aus Brettern gezimmerten Theater erobern, das hier seit dem Beginn der Ostermesse stand und sich in Folge seiner wohlgelungenen Vorstellungen schon in kurzer Zeit einer großen Beliebtheit erfreute. Heute nun war von dem Prinzipal des Theaters, einem Herrn Johann Neuber, ein ganz besonderer Genuß in Aussicht gestellt durch die Aufführung des Stückes „Der von Istrien nach Hyperboreen gebrachte goldene Apfel", und die schaulustige Menge eilte aus allen Gassen und Gäßchen herbei, um sich dieses Amüsement nicht entgehen zu lassen. Und sie sollte sich nicht getäuscht sehen, das Stück war bald rührend, daß den Frauen die Thränen in die Augen traten,

bald über die Maßen lustig, besonders wenn Hanswurst auftrat, daß das gesamte Publikum in das hellste Gelächter ausbrach. Den lebhaftesten Beifall aber errang die Gattin des Prinzipals der „Bande“, Frau Karoline Neuber, eine schöne Blondine von stattlichem Wuchs, edeln, regelmäßigen Zügen und feurigen Augen. Sie besaß die feinste Tournüre, die man je auf der Bühne gesehen, sprach ein sehr angenehmes Deutsch und sank nie, selbst bei der derbsten Lustigkeit nicht, zum Gemeinen herab.

Als der Vorhang zum letztenmale herabrauschte, äußerte das Publikum noch einmal seine hohe Befriedigung durch einen schallenden Applaus und dann drängte es hinaus aus dem vom Qualm der Talglichter erfüllten Raume in die frische Luft, um wieder einmal ordentlich aufatmen zu können und auf dem Heimwege das Geschehene behaglich durchzusprechen.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen wuschen sich mittlerweile die Schminke von den Wangen, streiften den bunten Flitter ab und bereiteten sich so zum Abendessen vor, das in einem an das Theater angebauten Stübchen stets nach der Vorstellung gemeinschaftlich eingenommen wurde.

Da, mitten in diesen Vorbereitungen, kam der Theaterdiener eilig in das Stübchen gestürzt und

meldete, daß der Herr Professor Gottsched den Herrn Prinzipal und die Frau Prinzipalin zu sprechen wünsche.

Der Herr Professor war eine tonangebende Persönlichkeit in Leipzig, und so versetzte denn die Meldung alle in eine gewisse Erregung.

„Führe Er den Herrn Professor in das Kassenstübchen vorn," befahl Frau Neuber, „wir werden sogleich zu Diensten sein."

Der Diener lief zurück und bald darauf kamen auch Neuber und seine Frau, die schnell ihre Anzüge noch etwas geordnet hatten.

Der Professor kam dem Künstlerpaare sehr leutselig entgegen; er sagte, daß er mit großem Vergnügen verschiedenen Vorstellungen der letzten Woche beigewohnt, daß er selbst von der Polnisch-sächsischen Komödiantengesellschaft nicht bessere Leistungen gesehen und daß es ihn daher gedrängt habe, einmal die nähere Bekanntschaft des Herrn Prinzipals und dessen Frau zu machen.

Das war eine hohe Ehre, die ihnen, den sonst doch von aller Welt so gering geachteten Komödianten, da widerfuhr, und beide dankten daher unterthänigst.

Darauf fuhr der Herr Professor fort, daß er sich auch gewundert habe über die schöne Aussprache

und die guten Manieren der Frau Prinzipalin und sprach die Vermutung aus, daß sie wohl sehr guter Leute Kind sei.

„Das bin ich allerdings," versetzte die Frau, etwas errötend, „aber ich habe es sehr schlimm gehabt daheim, und darum habe ich eines Tages Reißaus genommen und bin dann mit dem Neuber, der darauf mein Mann wurde, unter die Komödianten gelaufen.

„Ja, er war ein schlimmer Patron, der Herr Vater meiner Frau," nahm nun Neuber das Wort. „Er war dazumal Gerichtsdirektor in Zwickau und ein grämlicher, kränklicher Mann, der seine Tochter vom frühen Morgen bis zum späten Abend quälte. Das bemerkte ich oft, denn ich konnte, wenn ich morgens in meine Schule ging, oder mittags aus derselben zurückkam (ich war nämlich Schulmeister in Zwickau), in die Wohnung des Gerichtsdirektors hineinsehen, wo er mit seinem Stocke herumhumpelte und skandalierte. Bald lernte ich denn auch die Karoline näher kennen, sie klagte mir ihr Leid und daß sie es schier nicht mehr aushalten könne, und da reifte in uns (mir gefiel es nämlich auch schon lange nicht mehr in meiner Hungerleiderstelle unter den ungezogenen Buben) der Entschluß, auf und

davon zu gehen. Aber noch ehe unser Plan völlig zur Reife gediehen war, bekam der Gerichtsdirektor eines Tages wegen einer Kleinigkeit eine solche Wut auf seine Tochter, daß er die Stube, in welcher er sich mit ihr gerade befand, verriegelte und nun wie von Sinnen mit seinem Stock auf das arme Mädchen losschlug. Da faßte Karoline die Verzweiflung, sie riß das Fenster auf und stürzte sich hinaus. Doch das Glück war bei ihr, sie fiel auf eine Gartenhecke, welche sie vor einem tötlichen Fall schützte, kam mit einigen Schrammen davon und eilte nun zu mir. Jetzt galt es natürlich kein Besinnen mehr, wir machten uns mit meinen wenigen Thalern, die ich noch von meinen Eltern besaß, auf, gingen nach Weißenfels und traten in die Spiegelberg'sche Komödiantenbande ein. Bald darauf ließen wir uns auch trauen."

„Da seid Ihr ja durch ein recht trauriges Geschick in das Kunstleben hineingekommen," warf hier der Professor, der auf das Aufmerksamste zugehört hatte, ein. „Aber Euer Talent, das Euch den Mut zu diesem kühnen Schritte gab, hat Euch nicht getäuscht."

„Das ist denn auch unser Trost," fügte die Frau bei, „und beglückt uns auch, wenn wir auch nicht mehr die Achtung genießen können, deren sich

der Bürgersmann erfreut, doch wir werden mit allen Kräften daran arbeiten, die Schauspielkunst auch zu einer geachteten zu machen, und vielleicht erleben wir es dann noch, daß es keine Schande mehr ist, ein tüchtiger Schauspieler zu sein!“

„Bravo, bravo!“ rief der Professor, begeistert in die leuchtenden Augen der schönen Frau blickend. „Doch davon nachher; berichtet mir erst weiter von Euren Schicksalen.“

„Das ist bald geschehen,“ nahm jetzt Neuber seine Erzählung wieder auf. „Von der Spiegelberg'schen Truppe traten wir nach einiger Zeit in Hoffmann'sche über, die ja damals die beste war, und fanden Gelegenheit, an den Höfen von Dresden, Braunschweig und Hannover zu spielen, und auch, was uns eigentlich noch mehr wert war, französische Schauspieler spielen zu sehen. Bei deren eleganten Tournüren merkten wir, wie grob und ungelenk wir bisher agiert hatten, und suchten uns nach ihnen zu bilden. Es ist uns denn wohl auch leidlich gelungen, nur die Stücke fehlen uns, wir armen Deutschen haben keinen Molière, keinen Corneille und Racine, nur plumpe Stegreifkomödien, in denen jeder schwatzt, wie es ihm gerade gut scheint und in denen Hanswurst den tollsten Unfug treibt.“

„So ist es allerdings zur Zeit noch," versetzte Gottsched, „aber es soll nicht mehr lange so bleiben. Ich werde die französischen Stücke in gut fließende deutsche Verse übersetzen, das ist schon lange mein Plan, und Ihr sollt sie aufführen und somit den ersten Schritt zur Reform des deutschen Theaters thun."

„Oh, das wäre ja prächtig, das wäre ja die Erfüllung unserer heißesten Wünsche," brach es aus Karolinens Mund hervor.

„Ein größeres Glück könnte uns garnicht widerfahren," rief Neuber. „Nur mit schwerem Herzen haben wir es jetzt gewagt, eine eigene Truppe zu engagieren, unsere sämtlichen kleinen Ersparnisse haben wir dabei aufs Spiel gesetzt, aber jeder Pfennig wird tausendfältigen Zins tragen, sobald Sie, Herr Professor, uns in unsern Bestrebungen so kräftig unterstützen."

„Und durch Ihren großen Einfluß, durch Ihre Protektion, wird es uns dann gelingen," nahm wieder Karoline Neuber das Wort, „die deutsche Bühne zu säubern und zu dem zu machen, was sie bei den Franzosen schon jetzt ist, zu einer Stätte der Bildung, von der herab die Schauspieler nicht nur belustigen, sondern auch erbauen sollen."

„So ist es recht," versetzte Gottsched mit Wärme

und reichte der beredten Frau die Hand, „verlaßt Euch auf mich, Frau Neuberin, und Gott gebe Euch zu Eurem mutigen Vorgehen Gesundheit und Frieden im Reiche, denn das, was Ihr anstrebt, kann nur im Frieden gedeihen.“

Ein reger Eifer, verbunden mit einer warmen Begeisterung, begann jetzt auf der Neuber'schen Bühne, fast tagtäglich konferierte Gottsched mit der Frau Neuberin, denn sie war ja die Seele des Ganzen, während ihr Mann mehr die äußeren Geschäfte besorgte und die Kasse führte, es jedoch als Schauspieler nie über eine brauchbare Mittelmäßigkeit brachte. Die guten Folgen zeigten sich denn auch schon bald; die Aufführungen der form- und geschmacklosen Haupt- und Staatsaktionen, wie man die Darstellung von dramatisierten Zeitereignissen, Szenen aus Geschichtswerken ꝛc. nannte, traten in den Hintergrund, das bunte Durcheinander von Rede und Gesang, von ernsten und possenhaften Vorgängen, die zu vielen Ungehörigkeiten Veranlassung gebende Stegreifsprache hörten auf und die Schauspieler wurden gezwungen, eine vom Dichter wohlerwogene, sorgsam gemessene und gereimte Rede zu memorieren und vorzutragen.

Um eine solche gewaltige Reform durchzusetzen, bedurfte es des ganzen Mutes, der ganzen Energie eines bedeutenden Menschen; die Neuberin war die geeignete Persönlichkeit dazu. Scharfsinnig, kühn, energisch bis zur Gewaltsamkeit, thätig bis zur Unruhe, eifrig und beharrlich bis zum Eigensinn, ehrgeizig, ja selbst eitel, war sie fern von dem Eigennutz der gewöhnlichen Prinzipale, eher zur Verschwendung oder doch zur Geringschätzung des Geldes geneigt, wo es die Verfolgung ihrer besseren Zwecke galt. Dabei führte sie unter ihrer Truppe stets ein strenges Regiment, besonders um nach außen hin die Achtung vor dem Schauspielerstande zu heben. Die unverheirateten Schauspielerinnen nahm sie in ihr Haus und behandelte sie wie ihre Pflegetöchter, Liaisons duldete sie durchaus nicht, und kam sie hinter eine solche, so übte sie auch nicht die geringste Nachsicht. Die unverheirateten Männer mußten sich dazu verstehen, bei ihr zu essen, wodurch sie dem Wirtshausleben steuern wollte, das die jungen Leute so oft verderbe. Fleiß und Pünktlichkeit bei Proben und Aufführungen waren unerläßlich, aber auch in den Freistunden beanspruchte sie noch vielerlei; die Frauen mußten die Kostüme garnieren nnd ändern helfen (die Neuberin gab stets sehr viel auf schöne und elegante

Kleidung) und die Männer beim Dekorationswesen oder bei den Schreibereien und den tausenderlei Besorgungen, welche die Theaterpraxis erfordert, behilflich sein.

Durch alles das bildete sie sich aber auch bald eine Mustertruppe mit Mustereinrichtungen, sodaß Professor Gottsched ihr, als der bisherige Inhaber der Privilegien der Polnisch-sächsischen Komödiantengesellschaft starb, diese verschaffen konnte, wodurch ihre Bühne zu einer Art von Hoftheater erhoben wurde. Diese Errungenschaft erfüllte sie mit freudigem Stolze und spornte sie noch mehr an, die neue Bahn eifrig zu verfolgen, doch war ihr dabei hauptsächlich eine Person im Wege, die sich auf der deutschen Bühne ein ganz eigentümliches Bürgerrecht errungen hatte und der Liebling des niederen Publikums war, der Hanswurst.

Dieser wunderliche Bursche war ein alter Liebling des deutschen Volkes, er hatte es bereits seit mehreren Jahrhunderten durch die verschiedensten Perioden desselben begleitet, immer Kurzweil treibend, immer Possen reißend, immer das Entzücken der Jugend, wie des Alters ausmachend. Keine Feierlichkeit, kein Fest wurde abgehalten, bei dem nicht immer am Schluß die kapriolenmachende und gri-

massenschneidende Figur des Hanswurst erschien. Hanswurst war überall, hinter dem Stuhle des Kaisers wie an der Tafel des Prälaten und selbst in den Komödien der Nonne Roswitha von Gandersheim hatte er schon seinen Platz auf der Bühne eingenommen. Nach und nach war er aber doch gar zu albern geworden, auch hatte er durchaus nichts gelernt im Laufe der Jahrhunderte; während der Geschmack ein besserer geworden, war er derselbe naseweise, in seiner niedern Komik unendlich platte, ja rohe und unflätige Patron geblieben. Dennoch war er noch immer der Liebling der großen Masse, die sein Auftreten am Schlusse einer jeden Vorstellung verlangte, mochte nun „Der Tod Cäsars“ oder „Der sterbende Cato“ gegeben worden sein.

Alle Bemühungen der Neuberin, ihn wenigstens an denjenigen Abenden, an welchen eine Tragödie gespielt wurde, von der Bühne fernzuhalten, mißglückten, und so griff sie denn zu einem heroischen Mittel: sie schaffte ihn durch einen Gewaltakt aus der Welt, indem sie ihn 1737 feierlich auf der Bühne verbrannte. Sie schrieb zu diesem Zweck ein kleines Stück: „Der Sieg der Vernunft“, in welchem Hanswurst, nach einem Leben voll der gröbsten Versündigungen gegen die Gesetze des Anstandes, der edlen

Sitte des gebildeten Geschmackes, dermaßen den Zorn Thalias reizte, daß diese sich gegen den ungezogenen Burschen mit der ganzen Macht ihrer beleidigten göttlichen Natur waffnet und ihm einen Kampf auf Leben und Tod anbietet. Hanswurst ist so unvorsichtig, diese Herausforderung anzunehmen, er verläßt sich auf die Gelenkigkeit seiner Glieder, auf seine Gabe, Sprünge zu machen und seinem Gegner unter dem Arme zu entschlüpfen und endlich verläßt er sich auf seinen Narrenkolben. Der Kampf beginnt, alle Musen stellen sich im Kreise herum, und Thalia, die sich von Minerva Helm und Spieß geborgt hat, geht im antiken Sturmschritt auf ihren elenden, schon vor Feigheit zitternden Gegner los. Das Ende ist, daß Hanswurst unterliegt, worauf die Musen einen Festgesang anstimmen. Sodann aber wird dem Besiegten ein feierliches Begräbnis hergerichtet; es kommen die verschiedensten leidtragenden Personen, eine Anzahl schlechter Poeten und Sänger, ein Nachtwächter und schließlich sogar der Teufel. Die Muse hält darauf, während die Flammen den Verschiedenen verzehren, eine triumphierende Rede und zuletzt ruft der Chor: „Hanswurst ist tot, es gibt keinen Hanswurst mehr!“

Mit diesem originellen Akte hatte die Neuberin

den Hanswurst für immer von ihrer Bühne verbannt, der Humor war wieder, wie in Frankreich bereits durch Molière, in die Mannigfaltigkeit wirklicher Charaktere aufgelöst worden, und auch die komische Schauspielkunst durfte nun Anteil nehmen an der großen Mission: „Der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“

Der Ruhm der Neuber'schen Truppe wuchs jetzt von Jahr zu Jahr; wohin sie kam, nach Braunschweig, Hannover, Bremen, Hamburg, wurde sie entweder mit Zuvorkommenheit empfangen, oder, wo sie nur Gleichgiltigkeit fand, erregte sie bald Interesse. Die glänzendste Aufnahme fand sie in Kiel bei dem Herzoge Karl Friedrich von Schleswig-Holstein. Dieser kunstsinnige Fürst erteilte der Neuber'schen Truppe das Patent als Hofschauspieler und befreite sie von allen Abgaben, gewährte ihr sogar auf jedem Umschlage in Kiel (ein alljährlicher, großer Markt) einen Zuschuß von tausend Thalern, für die damalige Zeit schon eine sehr ansehnliche Summe.

Diese Sonne des Glückes leuchtete jedoch nicht lange, Ränke und Intriguen wurden gegen sie in Bewegung gesetzt und neidische Kollegen suchten sie,

wo sie nur konnten, zu schädigen. Der erste wirklich tief schmerzliche Schlag wurde ihr dadurch zugefügt, daß ihr nach dem ersten Turnus die Privilegien einer Polnisch-sächsischen Komödiantengesellschaft nicht erneuert wurden, ein Schwiegersohn des Vorgängers der Neuberin in diesen Privilegien, die große Freiheiten und viele schätzenswerte Rechte gewährten, hatte sich dieselben zu verschaffen gewußt. Sogar das Theater im Leipziger Fleischhause, welches sich die Neuberin dort eingerichtet hatte, wurde diesem Eindringling zugesprochen. Es war dies eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und die tief gekränkte und beraubte Frau wandte sich deswegen selbst an den König, erbot sich sogar, dem neuen Prinzipal die ausschließliche Aufführung aller Stücke zu lassen, in welchen Hanswurstschwänke vorkamen, und führte in ihrem Bittschreiben an: „Unsere Bemühung ist überhaupt jederzeit dahin gegangen, in unsern Vorstellungen die strengste Moral beizubehalten, alle leeren Possen zu vermeiden und, was ja der eigentliche und vernünftige Endzweck des Schauspiels sein soll, die Zuschauer nicht sowohl zum Lachen zu reizen, als vielmehr zu bessern.

Ihre Bitten blieben aber ohne Eindruck, hohe Herren bei Hofe hatten sich für den Konkurrenten

verwendet und selbst der letzte, fast rührende Schritt, den sie thun konnte, eine poetische Epistel an die Königin, blieb erfolglos. Sie mußte ihr Theater gegen eine bloße Entschädigung der daran gewandten Kosten räumen und der hohle Possenkram zog wieder auf der Bühne ein, wo die edelsten Bestrebungen, die tiefgehendsten Reformen ihren Ausgangspunkt genommen hatten.

Sehr empfindlich war es ferner, daß mit dem Verluste des Theaters sich die Neuberin auch zugleich aus Leipzig verdrängt sah. Diese intelligente Stadt mit ihren großartigen, von zahlreichen Fremden besuchten Messen war bisher ihr Standquartier gewesen, zu dem sie nach ihren kürzeren oder längeren Ausflügen immer wieder zurückkehrte, sie sah sich daher ihres wichtigsten Stützpunktes beraubt und konnte sich durchaus nicht zufrieden geben, daß sie ihn für immer verloren haben sollte. Sie strengte daher einen Prozeß an, der infolge der Langsamkeit der damaligen Gerichte mehrere Jahre dauerte und große Summen verschlang, ihr aber doch schließlich — dank ihrer Energie, Recht verschaffte und ihr wenigstens die Berechtigung wieder einräumte, auch ferner in Leipzig spielen zu dürfen.

Allein das Glück wollte ihr dennoch nicht wieder

leuchten; schlimme Zeiten kamen, die Leipziger Messen wurden schlecht besucht und die Einnahmen waren gering, auch ein längerer Aufenthalt in Hamburg, wo sich die unermüdliche Frau die erdenklichste Mühe gab, das Publikum für die „gereinigte Bühne" zu gewinnen und zu interessieren, schlug fehl; überall begegnete sie Anfeindungen und Neid, sodaß sie, sich ihres Verdienstes wohl bewußt, in ihrer heftigen Weise laut auf die Hamburger, denen sie Gleichgiltigkeit und Unwissenheit vorwarf, schalt. Diese aber wandten sich infolgedessen nur noch mehr von ihr ab und so mußte die arme Künstlerin bald Not leiden.

Da flüchtete sie sich zu ihrem fürstlichen Gönner, dem Herzog Karl Friedrich nach Kiel und dieser unterstützte sie namhaft, doch erlitt sie gleich darauf einen neuen empfindlichen Verlust, sie verlor ihre erste Schauspielerin, welche die Bühne verließ. Dennoch ließ sie sich nicht vom Mißgeschick übermannen, mit aller Energie trat sie selbst, die nun bereits sechsundvierzigjährige Frau, in die Lücke, und spielte fast jeden Abend, wenn es Not that, und gar selbst zwei Rollen.

Doch des Kummers war bei weitem noch nicht genug; sie sollte nun auch mit ihrem alten Freunde

Gottsched, der mittlerweile überaus pedantisch und nörgelig geworden war und im literarischen Leben Deutschlands eine unbeschränkte Macht ausübte, zusammengeraten. Der Konflikt brach im Herbst 1739 aus, die Neuberin befand sich der Michaelismesse wegen in Leipzig und hatte für dieselbe im Sommer Voltaire's „Alzire" einstudiert. Mittlerweile hatte aber auch Gottsched's Frau dieses Drama übersetzt und Gottsched stellte nun an Karoline Neuber die selbstsüchtige Zumutung, die Schauspieler möchten jetzt das Stück nach der Uebersetzung seiner Frau einstudieren. Das wäre eine unsägliche Mühe und kein Gewinn für die Sache gewesen, auch weigerten sich die Schauspieler offen, dieses neue Memorieren vorzunehmen, und so schlug Frau Karoline nach längerem Zögern dem alten Gönner die Forderung ab. Davon fühlte sich nun aber der hochweise Professor im höchsten Grade verletzt, es kam zu Plänkeleien und schließlich brach ein offener Kampf aus, der viele Jahre hindurch dauerte und zu den wunderlichsten Ausschreitungen führte.

Zunächst blieb es jedoch nur bei einer gewissen Gespanntheit, und als die Messe vorüber war, zog die Neuberin wieder nach Hamburg, um in dieser reichen Stadt nochmals ihr Glück zu versuchen; allein sie

hatte jetzt fast noch mehr vom Mißgeschick zu leiden, als bei ihrem letzten Aufenthalte in der Hansastadt, es brachen sogar Uneinigkeiten unter ihren Schauspielern aus, Unzufriedenheiten inbetreff der Rollenverteilungen und Besoldungen und zu alledem verringerte sich der Theaterbesuch von Woche zu Woche. Schon sah die arme, geängstigte Frau den Abgrund vor sich, als ihr holsteinischer Gönner abermals rettend ihr zur Seite trat; er empfahl sie der Kaiserin Anna von Rußland und diese berief sie mit ihrer Truppe nach Petersburg.

Diese Ehre erfüllte die Neuberin wieder mit den stolzesten Hoffnungen, das Vaterland wußte sie nicht zu schätzen, umsomehr ehrte sie nun das Ausland! Mit einem reichlichen Vorschuß, den sie sofort erhielt, kam sie ihren sämtlichen Verpflichtungen nach, und dann las sie noch einmal bei ihrer Abschiedsvorstellung mit einem triumphierenden Lächeln den indifferenten Hamburgern in einem langen poetischen Epiloge gehörig die Leviten. Das verdroß aber die Kauf- und Handelsherren gewaltig und der Senat kassierte ihr ob der „unverschämten Frechheit“ ihre Konzession. Sie durfte Hamburg nie wieder betreten.

Die hohen Erwartungen, mit denen sie nach Rußland ging, erfüllten sich aber keineswegs, auch

hatte sie der italienischen Oper gegenüber, welche sich einer großen Beliebtheit erfreute, einen sehr schweren Stand. Dennoch war sie guten Mutes, weil sie in der Herzogin von Kurland, einer sehr einflußreichen Dame, eine warme Gönnerin gefunden hatte. Doch da starb diese plötzlich und nun blieb der schwer heimgesuchten Künstlerin nichts anderes übrig, als wieder nach Deutschland zurückzukehren. Hier hatte sich in den Theaterverhältnissen erhebliches verändert, ein ehemaliges Mitglied ihrer Truppe, das nicht mit nach Rußland gegangen war, hatte eine eigene Gesellschaft gegründet und in Leipzig bereits vielen Beifall sich zu erringen gewußt. Als nun die Neuberin wieder in Leipzig erschien, es war im Jahre 1741, teilte sich das Publikum sehr bald in zwei Parteien, in eine Schönemann'sche und eine Neuberische, und Herr Professor Gottsched, eingedenk der frühern vermeintlichen Beleidigung von Seiten der Neuberin, trat zur Schönemann'schen Partei. Es war natürlich, daß es sehr bald zu allerlei Neckereien und Anfeindungen kam, die leidenschaftliche Neuberin, tief verletzt durch Gottsched's Benehmen, ließ sich sogar zu heftigen Zornesausbrüchen hinreißen. Doch damit nicht genug, suchte sie Gottsched, der übrigens ebenfalls in Wort und Schrift gegen sie auftrat, auch

noch lächerlich zu machen, und dazu bot sich denn auch viel Gelegenheit. Der Herr Professor war mehr und mehr ein tyrannischer Pedant geworden, über kleine Fehler konnte er sich in ausführlichster Weise langatmig und schwülstig auslassen und in Bezug auf Kostümfragen war er so peinlich, daß er die Schauspieler bisweilen zur Verzweiflung brachte. Infolgedessen kündigte die Neuberin eines Tages an, daß sie am Abend unter anderem den dritten Akt „des sterbenden Cato“ nach den Gottschedischen Angaben in getreuester römischer Tracht geben werde. Die Schauspieler erschienen daher in fleischfarbener Leinwand und leichter Tunika, ahmten außerdem auch in Ton und Geberde in karikirender Weise das antike Pathos nach, sodaß schließlich das Publikum in ein allgemeines Gelächter ausbrach.

Gottsched fühlte sich dadurch auf das Empfindlichste verletzt und wurde von nun an der bitterste Feind der Neuberin; er setzte sie öffentlich herab und wußte sie sehr erheblich zu benachteiligen. Doch seine Gegnerin war keineswegs geneigt, pater peccavi zu sagen, sondern bereitete vielmehr einen noch weit empfindlicheren Schlag gegen Gottsched vor. Am 18. September 1741 wurde die Aufführung eines Vorspieles: „Der allerkostbarste Schatz“, angekündigt,

in welchem Gottsched in Person als Tadler auf der Bühne erscheinen sollte. So etwas war nun noch nie dagewesen; Gottsched bot alles auf, die Vorstellung zu verhindern, wandte sich sogar an den allmächtigen Grafen Brühl, der gerade mit dem Hofe in Leipzig anwesend war. Allein dieser belustigte sich im Stillen über den Streich, der dem hochgelahrten Professor gespielt werden sollte, bedauerte, nichts thun zu können und so ging denn das Pasquill ungestört in Szene, ja erlebte sogar noch eine Wiederholung. Der Tadler Gottsched erschien darin in einem Sternenkleide mit Fledermausflügeln, eine Sonne von Flittergold auf dem mit einer gewaltigen Allongeperrücke geschmückten Haupte, eine Laterne in der Hand, mit welcher er Fehler suchte.

Diese wenn auch immer originellen Zänkereien schadeten der Künstlerin und ihrer Truppe aber außerordentlich, auch das Publikum wandte sich mehr und mehr von ihr ab und ging zu Schönemann, der dem Tagesgeschmack bereitwillig fröhnte. Infolgedessen ward die bis dahin Ungebeugte nach und nach so mißmutig, daß sie sich endlich entschloß, ganz vom Theaterleben zurückzutreten; sie entließ daher 1743 ihre Gesellschaft und siedelte nach Oschatz über, wo ein befreundeter Amtmann ihr ein behagliches Asyl bot.

Allein das stille Leben in dem kleinen Landstädtchen konnte der noch immer völlig rüstigen Frau auf die Dauer durchaus nicht genügen, und so trieb es sie nach kurzer Zeit abermals auf die Bühne. Aufs neue warb sie eine Truppe, mit der sie zunächst wieder nach Leipzig ging. Dort wurde es ihr jedoch außerordentlich schwer, festen Fuß zu fassen, denn Schönemann hatte mittlerweile das ganze Terrain erobert.

Trotzdem lächelte ihr noch einmal das Glück, eine neue Strömung war in die Literatur gekommen; der talentvolle Elias Schlegel hatte Tragödien und Komödien geschrieben, die dem Zeitgeschmacke sehr entgegenkamen, sogenannte Schäferspiele, die in ihrer tändelnden Manier freilich auch viel Geziertes und Unnatürliches hatten. Sie wurden aber so gern gesehen, daß sich selbst der fromme Gellert von ihnen hingerissen fühlte und ebenfalls mehrere derartige Stücke schrieb. Den Gegensatz zu diesen Dramen bot dann der Däne Holberg, der mit seiner körnigen Komik in lebendigen Farben das Volksleben schilderte. Endlich aber trat ein Stern erster Größe auf, Gotthold Ephraim Lessing, der das Repertoire mit seinen dramatischen Erstlingswerken, dem „Jungen Gelehrten“ und „Damon“, bereicherte.

Alle diese verschiedenen Stücke brachte die Neuberin auf die Bühne, aber sie konnte sich dennoch damit keinen nachhaltigen Erfolg erringen; zudem hatte sie das Mißgeschick, daß verschiedene erste Schauspieler ihrer Truppe nach Wien gezogen wurden, wo man jetzt Anstalten machte, die Reformen der Neuberin nachzuahmen. Auch ihre talentvolle Pflegetochter, die sich verheiratete, verließ sie, und endlich starb ihr noch ein treuer Freund, der ihr stets mit Rat und That zur Seite gestanden — wie ein alter verdorrender Baum stand sie da, ohne Blüte, ohne Blatt. Sie fühlte es, ihre Zeit war vorüber, und mit thränendem Auge verabschiedete sie im Herbst 1750 die Ueberbleibsel ihrer Truppe.

Dennoch verlor sie den Mut nicht völlig, noch hoffte sie sich als Schauspielerin Geltung zu verschaffen und ging daher 1753 nach Wien; allein hier fand man sie alt und steif, ihren Vortrag manierirt, bitter enttäuscht mußte sie die Kaiserstadt wieder verlassen. Völlig verarmt kam sie nach Sachsen wieder zurück; sie hatte vielleicht gehofft, wo sie so oft begeistert und entzückt hatte, noch einige helfende Freunde und Gönner zu finden, allein überall klopfte sie an verschlossene Thüren. Die Kriege mit Friedrich dem Großen hatten das Land verarmt und jeder

mußte nur sehen, wie er sich selbst durchbrachte. Nach längerem Umherirren fand sie endlich in Dresden bei dem königlichen Leibarzte Dr. Löber mit ihrem Manne ein Unterkommen. In dem kleinen ihr eingeräumten Stübchen beschäftigte sie sich mit schriftlichen Arbeiten, machte Gelegenheitsgedichte, Kontrakte und verfaßte Briefe für diejenigen, welche des Schreibens unkundig waren. Eine würdige, noch immer schöne Matrone, genoß sie die Achtung aller, die sie kennen lernten.

Doch auch hier sollte die Ruhe ihr nicht lange gegönnt sein. Dresden wurde von preußischen Soldaten besetzt und das Haus des Dokter Löber bekam so starke Einquartierung, daß man auch das Zimmer der Neuberin nicht verschonen konnte. Mitten in diesem Trubel erkrankte ihr Mann und starb. Bald darauf wurde Dresden bombardiert und das Haus ihres Wohlthäters zusammengeschossen; die greise Künstlerin flüchtete mit einigen Gliedern der Löberschen Familie nach dem nahen Dorfe Laubegast. Die Aufregungen hatten aber ihre Gesundheit dermaßen erschüttert, daß sie erkrankte. Als der Hausbesitzer, bei welchem sie ein Unterkommen gefunden hatte, davon hörte, wollte er nicht dulden, daß jemand Fremdes, am wenigsten eine Schauspielerin, in seinem Hause sterbe, und Doktor Löber ließ daher die Tod-

kranke in ein anderes Haus führen. Die Fenster des Dachkämmerleins, welches man ihr jetzt anwies, gewährten die Aussicht auf die Weinberge von Pillnitz; als die Neuberin diese erblickte, sank sie auf ihre Kniee und brach mit gefalteten Händen in die Worte des Psalmisten aus: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt, meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!“

Doktor Löber verschrieb ihr nun eine Arznei, doch die alte Frau hatte einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen und weigerte sich, dieselbe zu nehmen. Sie verschied, nach einem Leben voll Mühe und Not, am 30. November 1760, dreiundsechzig Jahre alt. Ohne Sang und Klang wurde sie darauf in der Frühe des ersten Dezember an der Kirchhofsmauer des benachbarten Leuben — denn sie war ja nur eine Komödiantin gewesen, die nicht in der Gesellschaft guter Christen ruhen durfte — beerdigt.

Erst als die Stürme des Krieges vorüber waren, erinnerten sich ihrer diejenigen wieder, welche sie als die Begründerin der modernen deutschen Schauspielkunst zu schätzen wußten, und einige Freunde und Verehrer errichteten ihr zu Laubegast an der Dorfstraße, unweit des Hauses, in welchem sie gestorben

war, ein Denkmal mit der Inschrift: „Dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmacks auf der deutschen Bühne, Karoline Friederike Neuber, welche, nachdem sie dreißig Jahre hindurch sich und Deutschland Ehre gemacht, endlich zum Lohn ihrer Arbeit zehn ganze Jahre lang alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armut mit christlicher Großmut gelassen ertragen hatte, aus dem durch Bomben eingeäscherten Dresden mit schon krankem Leibe flüchtend, in Laubegast elend starb und in Leuben armselig begraben wurde, widmeten diesen Stein einige Kenner ihrer Verdienste und Liebhaber der Kunst in Dresden."

Die gefeiertste Malerin der Rococozeit.

Die gefeiertste Malerin der Rococozeit.

In dem bischöflichen Palaste zu Como war an einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1752 ein seltsames Leben; es herrschte nicht jene besorgte Aufregung, wie sie sich stets vor dem Besuche eines Fürsten oder hohen geistlichen Herrn geltend macht, es waltete vielmehr ein behaglicher Ton, überall kam nur die gespannte Neugier zum Ausdruck, und der Gegenstand des Geplauders der Diener auf den Treppen, der Köche vor dem Herd und des Hausmeisters mit einem Abbé auf der Bank unter dem Säulenportal des Schlosses war denn auch keineswegs Ehrfurcht erweckend oder Besorgnis einflößend, sondern nichts mehr und nichts weniger, als ein kleines Mädchen von zehn Jahren, das der Bischof heute empfangen wollte — um sich von ihm malen zu lassen. So etwas war noch nicht dagewesen; wie mochte das kleine Ding aussehen, das sich dergleichen

unterfangen konnte? so fragte jeder, und wer nur irgend ein Geschichtchen von einem Wunderkinde auszukramen vermochte, der versäumte diese günstige Gelegenheit nicht.

Plötzlich wurde jede Unterhaltung im ganzen bischöflichen Palaste abgebrochen, denn ein kleiner, leichter Wagen fuhr am Portale vor, die Erwartete, Angelika Kauffmann war ihr Name, mußte also angekommen sein, und jeder Neugierige — und wer war das nicht — suchte nun die Gelegenheit wahrzunehmen, die kleine, kecke Künstlerin zu sehen.

Zunächst kletterte ein älterer Mann aus dem Gefährt, dessen sorgfältig frisiertes Haar stark gepudert war, vielleicht um das schon allzusehr sich bemerkbar machende Grau zu verdecken, dann sprang an der Hand des Alten ein rosiges Kind, ein heiter lachendes Mädchen auf das Pflaster. Die reichen, blonden Locken waren nur leicht aufgebunden und umrahmten in ihrer ungefesselten Fülle ein überaus anmutiges Gesicht, aus dem ein Paar große, schöne blaue Augen vergnügt zu dem ernsten, fast düsteren bischöflichen Palaste emporschauten.

„Ja, ja, nun kann ich es mir denken," sagte jetzt ein Lakei zu dem neben ihm stehenden Kammerdiener, „daß sie unten in Como nicht genug reden

können von dem hübschen Ding. Meiner Treu, man traut ihr gleich etwas Ordentliches zu, wenn man sie so daherschreiten sieht."

Der Kammerdiener nickte nur; er besaß bereits ein größeres Kunstverständnis, als sein tiefer stehender Kollege; das machte schon der tägliche Umgang mit seinem hochwürdigen Herrn.

Mittlerweile stiegen die Ankömmlinge die Freitreppe hinauf und wurden sodann sofort von Nevroni Cappucino, dem Herrn Bischof von Como, empfangen. Herr Joseph Kauffmann, der Vater der jugendlichen Künstlerin und ebenfalls Maler, machte verschiedene unterthänigste Verbeugungen, während das Kind den Prälaten unbefangen anschaute. Dieser war aber auch eine sehr gewinnende Persönlichkeit. Ein ehrwürdiger Greis mit lebendigem Blick und einem langen grauen Barte, besaß er eine milde Freundlichkeit, die schnell Zutrauen erweckte.

Der Bischof begrüßte Vater Kauffmann und die Kleine mit huldvollster Herablassung und erkundigte sich dann nach den bisherigen Lebensumständen der vielversprechenden kleinen Künstlerin. Das war eine passende Gelegenheit für den alten Kauffmann, von seinem Stolze und seiner Hoffnung zu berichten. Er erzählte dem hochwürdigsten Herrn, daß dieses sein

einziges Kind am 30. Oktober 1741 ihm von seinem lieben Weibe Kleophe Lucie in Chur geschenkt worden sei. Er habe dazumalen für den Herrn Bischof von Chur daselbst mehrere Malerarbeiten auszuführen gehabt. Nach Jahresfrist sei er aber nach Morbegno an der Adda übergesiedelt, wo er eine Reihe von Porträts habe zu malen bekommen. Dort nun sei die kleine Angelika prächtig gediehen und fröhlich herangewachsen. Schon früh habe sie einen lebendigen Geist und Sinn für Malerei verraten; so habe sie, als man ihr das Schreiben beigebracht, früher die Figuren, mit denen die großen Anfangsbuchstaben geziert gewesen, gezeichnet, als die Schriftzüge selbst. Später habe sie dann eifrig Kupferstiche nachgezeichnet und bald auch zum Pinsel und Pastellstift gegriffen. Seit Kurzem habe man sich nun in Como niedergelassen, da hier der Fremdenverkehr manchen Verdienst biete.

Der Bischof hatte sehr aufmerksam der etwas weitschweifigen Erzählung des Vaters zugehört; jetzt reichte er dem Mädchen freundlich die Hand und forderte es auf, da es so gut zu treffen wisse, nun auch sein Heil mit ihm zu versuchen. Resolut machte sich Angelika an die Arbeit und wußte den Pastellstift so gewandt zu handhaben, daß schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit das sprechendste Brustbild

des Prälaten sich von dem Papier abhob. Aufs höchste überrascht wußte Nevroni Cappucino kaum genug Worte der Anerkennung zu finden; er hatte dem Gerüchte von dem großen Talente der kleinen Malerin nicht recht getraut und sah sich nun aufs angenehmste von der vollen Richtigkeit desselben überzeugt.

Reich honoriert entließ er Vater und Tochter, sein Porträt aber stellte er in seinem Empfangssalon aus und machte alle, die ihn besuchten, auf dasselbe aufmerksam. Dadurch verbreitete sich der Ruf Angelikas außerordentlich schnell in der ganzen Umgegend von Como und die verschiedensten Persönlichkeiten wollten von ihr porträtirt sein. Doch die Eltern, besonders die sehr verständige Mutter, wünschten ihrem Kinde zunächst auch eine allgemeine harmonische Bildung zu geben und so mußte denn Angelika auch Bücher studieren und die italienische Sprache erlernen. Bald hatte sie es in letzterer soweit gebracht, daß sich der Vater mit ihr in beiden Sprachen über Kunstgegenstände und Kunstangelegenheiten unterhalten konnte. An den Nachmittagen unternahm sie meist Spaziergänge in die reizende Umgegend von Como und hatte dann oft Gelegenheit, mit kunstsinnigen, feingebildeten Reisenden zu verkehren, denen sie stets durch ihre

blühende Schönheit, ihre geistvolle Anmut und auch wohl durch ihre schöne Stimme auffiel, die sie bisweilen in frohen Gesängen ertönen ließ. Einige der Fremden, die mehrere Wochen am Comer-See zubrachten, machten wiederholt den alten Kauffmann auf das klangvolle, kräftige Organ seiner Tochter aufmerksam und forderten ihn auf, derselben doch Musikstunden geben zu lassen. Der Vater wollte jedoch das Interesse seiner Tochter nicht zersplittern und zögerte längere Zeit, ehe er zu einem Entschluß kommen konnte. Endlich schickte er sie aber doch in eine Gesangsschule, und hier machte nun Angelika schnell so reißende Fortschritte, daß sie in Kurzem sämtliche übrige Schülerinnen überflügelte.

Zwei Jahre waren so in freundlichstem Leben am Comer-See verflossen; Angelika hatte sich in der Malerei bedeutend vervollkommnet, und da sie nun auch fließend italienisch sprach, so siedelten jetzt Vater und Mutter mit ihr nach Mailand über, um sie in die große Welt einzuführen. Es gelang auch bald, den Herzog von Modena, Rinaldo von Este, der damals Gouverneur von Mailand war, für die junge schöne Malerin zu interessieren, und da Angelika verschiedene vortreffliche Kopien von Meisterwerken der lombardischen Schule vorzeigen konnte, so ward der

hohe Herr schnell so begeistert, daß er sowohl wie seine Gemahlin sich von ihr malen ließen.

Durch diesen Glücksumstand wurde aber die Aufmerksamkeit des gesamten hohen Adels auf Angelika Kauffmann gerichtet, und alles drängte sich zu ihr, um von ihr sich sein Porträt anfertigen zu lassen.

Das junge Mädchen war unermüdlich thätig und fand sich auch in dem Salonleben, das sich ihr nun erschloß, sehr wohl zurecht. Leider aber fiel in diese Zeit des frohen und erfolgreichen jugendlichen Schaffens ein düsterer Schatten, am 1. März 1757 starb die stets umsichtige und verständige Mutter, und der Vater sowohl wie die Tochter wurden von dem Hinscheiden so schmerzlich berührt, daß sie sich in Mailand nicht mehr wohl fühlten, sondern sich nach stiller Abgeschlossenheit sehnten.

Infolgedessen kam dem alten Kauffmann die Aufforderung sehr erwünscht, in seinem Geburtsorte Schwarzenberg am Bodensee die neuerbaute Kirche mit Fresken zu schmücken. Vater und Tochter verließen daher Italien und zogen wieder über die Alpen aus dem geräuschvollen Leben und Treiben der Residenz nach dem stillen Gebirgsörtchen.

Hier ging man sofort an die Arbeit, nachdem

man sich bei dem Onkel Michael Kauffmann einquartiert hatte. Der Vater malte den Plafond der Kirche, und Angelika machte sich daran, an den Seitenwänden nach den Mustern der Kupferstiche von Piazetta die zwölf Apostel darzustellen.

In der stillen Dorfkirche bildete sich bei der jungen Malerin eine strengere Führung der Konturen aus, bei der schlichten Gewandung, bei den schmucklosen, ernsten Charakterköpfen war eine festere, bestimmtere Zeichnung nötig, und so machte denn Angelika bei der Herstellung dieser Apostelbilder nicht unerhebliche Fortschritte.

Der Ruf der jungen Künstlerin verbreitete sich auch hier sehr schnell, und so erhielt sie denn, als kaum der Kirchenschmuck vollendet war, von dem Kardinal und Fürstbischof v. Roth den Auftrag, hinüber nach Mersburg zu kommen, und ihn dort zu porträtieren. Auf dem schönen Schlosse am Bodensee wurden Vater und Tochter aufs glänzendste beherbergt und auch das Glück wollte Angelika wohl, das Bildnis des hohen Kirchenfürsten gelang vorzüglich, das Gesicht war nicht nur sprechend ähnlich, sondern auch meisterhaft beleuchtet.

Eines Tages traf auf Schloß Mersburg der Graf Montfort ein und hatte kaum das Meisterwerk

Angelika's gesehen, als er diese dringend bat, auch zu ihm nach Schloß Tettnang zu kommen, damit sie ihn und seine ganze Familie male.

Auf dem Schlosse des Grafen Montfort trat die junge Angelika in ein überaus heiteres, ja zuweilen tolles Leben ein. Lustige Feste wechselten mit phantastischen Theateraufführungen, muntern Jagden und kostümierten Landpartien, und bald war Angelika hier überall der Mittelpunkt; jeder brachte dem graziösen und geistreichen jungen Mädchen, das bald hier mit einem Marchese italienisch, bald dort mit einem Vicomte französisch, bald wieder mit einem Freiherrn deutsch plauderte, und zwar immer elegant, immer witzig, seine Huldigungen dar. Trotzdem war Angelika stets darauf bedacht, nicht im Rausche der Vergnügungen ihre schöne Jugendzeit zu vertändeln; alltäglich wußte sie sich einige stille Stunden zu erringen, und in diesen studierte sie dann deutsche, französische und italienische Geschichtswerke und Dichtungen, erweiterte dadurch ihren Gesichtskreis und vertiefte ihre Phantasie. Mit dem Malen kam die junge Künstlerin aber nur wenig vorwärts und sie erhielt schließlich sogar die Ueberzeugung, daß Schloß Tettnang überhaupt nicht der Boden sei, auf dem sie sich in ihrer Kunst vervollkommnen könne. Sie

veranlaßte daher ihren Vater zu einer abermaligen Reise nach Italien, die denn auch im Jahre 1761 angetreten wurde.

Zunächst wandten sich Vater und Tochter nach dem geliebten Mailand, das so schöne Erinnerungen barg. Allen Gönnern und Freunden stellte man sich wieder vor und auch das stille Grab der Mutter besuchte man.

Aufträge zum Porträtieren hätte Angelika leicht wieder in Menge bekommen, aber sie wünschte, sich über das Porträtfach hinaus emporzuarbeiten, und suchte daher nach geeigneten Vorbildern und Lehrern. Letztere fanden sich jedoch nicht, und so wandte sie sich mit dem Vater nach Florenz, wo ein regeres Kunstleben blühte und sich auch bald Künstler fanden, welche die strebsame junge Kollegin praktisch und theoretisch fördern konnten.

Angelika entwickelte jetzt einen eisernen Fleiß, vermied jeden zerstreuenden Umgang und erquickte und erfreute sich abends nur durch die Pflege der Musik. Die Stimme der jungen Künstlerin hatte nach und nach noch einen schöneren volleren Klang erhalten, dabei spielte sie ziemlich geschickt Klavier und Zither. Der seelenvolle Gesang erregte bald die Aufmerksamkeit der übrigen Hausbewohner, unter denen

sich zufälligerweise mehrere Musikkenner und auch ein Musiker von Fach befanden. Letzterer wurde von Angelika's musikalischem Talente bald so bezaubert, daß er sie dringend bat, der Malerei zu entsagen und sich ganz und gar der Musik zu weihen; mit ihrem herrlichen Organe müsse sie die erste Sängerin Italiens werden; die Pforten der Scala in Mailand würden sich ihr öffnen und sie würde dann unsterbliche Triumphe feiern. Zwar wirkte die Zaubermacht der Bühne, auch fühlte sie ihr Herz zu dem jungen Musiker hingezogen — allein nach mehreren peinvollen Tagen des Hin- und Herschwankens entschied sie sich doch glücklicherweise schließlich, der mit ihrem ganzen Leben eng verflochtenen Kunst der Malerei treu zu bleiben.

Den jungen Musiker traf diese Wahl aufs schmerzlichste, er verließ Florenz und Angelika hat ihn niemals wieder gesehen, auch nie wieder etwas von ihm gehört. Zeitlebens aber hat sie ihm ein von Wehmut umflossenes Andenken bewahrt und ihn auch sogar auf einem ihrer Bilder verewigt, nämlich auf dem Gemälde „Orpheus entführt Eurydice aus dem Orkus", wo der griechische Sänger die Züge des Jugendgeliebten trägt.

Der weitere Aufenthalt in Florenz wurde nun

aber Angelika durch diesen Zwischenfall verleidet; sie ging daher mit ihrem Vater zunächst nach Parma und dann nach Rom, wo sie 1765 den berühmtesten Aesthetiker und Kunsthistoriker seiner Zeit, den geistvollen Johann Joachim Winckelmann kennen lernte, der damals Bibliothekar des Kardinals Albani war. Einen nachhaltigeren Einfluß vermochte jedoch Winckelmann auf Angelika Kauffmann nicht auszuüben, die Gesetze der strengen Antike wurden der Künstlerin niemals recht geläufig; sie war in jeder Weise ein Kind ihrer Zeit, die reizvolle Eleganz der Darstellung mehr liebte als ernste Harmonie, und an zärtlich schmachtenden Frauenköpfen mehr Gefallen fand als an hehren Götterantlitzen der Hellenen.

Von Rom aus besuchte die Künstlerin auch mehreremale Neapel, Bologna und Venedig. In letzterer Stadt lernte sie 1766 die kunstsinnige Lady Wentworth kennen, die sie aufforderte, nach England zu kommen, wo sie gewiß die größten Erfolge haben werde. Nach einigem Ueberlegen folgte Angelika dem Rate und wurde denn auch in London von allen Kapazitäten, Kunstfreunden und Kunstenthusiasten auf's zuvorkommendste empfangen, sogar der Hof erschloß sich ihr und der König beauftragte sie, das Bildnis seiner Gemahlin und seines Sohnes zu malen. Auch

der hohe Adel überhäufte sie mit Aufträgen, sodaß sie sich bald als die gefeiertste Künstlerin Englands sah. Sie fand sich auch schnell so gut in den englischen Sitten und Anschauungen zurecht, daß sie bald selbst diese annahm und sogar noch weiter ausbildete. Und so wurde sie unter anderm die Schöpferin jener schotttischen Mondschein- und Heldenbilder, auf denen blondlockige Jungfrauen von sentimentalen Jünglingen aus romantischen Burgen geraubt werden, Gemälde, die dann von berufenen und unberufenen Malern zu Hunderten hergestellt wurden und dann Jahrzehnte hindurch das Entzücken Englands waren. Aber auch Szenen aus dem Leben der antiken Welt stellte Angelika dar und errang besonders außerordentlichen Beifall durch das große Bild „die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der stolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinschüttet", vorstellend, das auch Göthe besonders hochschätzte und das in England hauptsächlich deshalb so gefiel, weil die Mutter der Gracchen die Züge der Lady Juliane Veertort, der Freundin der Künstlerin, die beiden Söhne die der Söhne des Herzogs von York und die Römerin die der Großschatzmeisterin der Königin trug. Daß diese modernen Gesichter den Gesammteindruck des antiken Bildes

stören mußten, liegt auf der Hand, doch daran nahm man damals noch keinen Anstoß.

Der Ruhm Angelika's war jetzt in seinem Zenith angekommen und überstrahlte glänzend alle einheimischen Künstler. Das sollte dem ahnungslosen Mädchen verhängnisvoll werden, Neid und Mißgunst regten sich und legten der arglos Dahinschreitenden hinterlistig Schlingen, die sie jedoch nur schwer straucheln, aber nicht völlig fallen machen sollten.

Unter denjenigen Künstlern, welche vor Angelika's Auftreten in London das größte Ansehen genossen hatten, befand sich in erster Linie Joshua Reynolds, der einflußreiche Präsident der königlichen Akademie. Derselbe hatte die junge Künstlerin gleich sehr freundlich empfangen, erwies sich auch später stets als der freundliche Kollege, der immer gern bereit war, mit Rat und That zur Seite zu stehen. Auch mit seinem Lobe kargte er nicht und Angelika fand darin nichts Auffälliges, Freunden der jungen Malerin wollte das Benehmen Reynolds' jedoch nicht gefallen und sie warnten vor allzu sorgloser Sicherheit. —

Ueber die nun folgenden Ereignisse in Angelika's Leben ist ein Dunkel gebreitet, das niemals gelichtet wurde. Man erzählt zwar, Reynolds sei in Liebe für das schöne Mädchen entbrannt, habe aber von

dieser auf seine Bewerbung abschlägigen Bescheid erhalten; es kann diese Angabe jedoch durch nichts bewiesen werden. Auch die andere, von verschiedenen Seiten ausgesprochene Vermutung, ein hoher Freund Reynolds' habe Angelika für sich gewinnen wollen, und habe trotz der Bemühungen des Letzteren einen Korb erhalten, läßt sich durch nichts belegen. Sicher ist, daß bei Reynolds eine gespannte Gereiztheit gegen die Künstlerin obwaltete, die jedoch sorgsam vor derselben verborgen wurde.

So lagen die von wenigen gekannten Verhältnisse, als eines Tages in den Kreisen der hohen Aristokratie ein junger eleganter Mann erschien, der sich als ein Graf von Horn aus Schweden vorstellte. Es ist später aufgefallen, daß dieser junge Unbekannte gleich von vornherein von einigen Seiten aufs freundlichste aufgenommen wurde und daß ihm dieser rückhaltlose Empfang dann die übrigen sonst ziemlich spröden Zirkel des hohen Adels erschloß. Auch Reynolds wurde bisweilen in der Gesellschaft des jungen Grafen gesehen. Der Fremde führte ein ziemlich luxuriöses Leben und zeigte sich auch als ein großer Kunstfreund. Im Atelier Angelika's erschien er sehr bald nach seiner Ankunft in London; er lobte nicht ohne Geschick dies und jenes und kaufte sogar einige

kleine Bilder für einen ansehnlichen Preis. Bald trat er öfter bei der schönen Malerin ein, plauderte mit ihr auch über Tagesereignisse, Theater und Musik und wußte dabei so liebenswürdig zu sein, daß Angelika sich mehr und mehr für ihn zu interessieren begann.

Dem alten Kauffmann wollte jedoch der fremde Graf durchaus nicht gefallen, ihm kam das Auge desselben bisweilen unheimlich unsicher vor, auch das Benehmen zeigte hie und da Ungelenkigkeiten und Derbheiten, die man bei einem hohen Aristokraten nicht wohl fand. Er zog daher in ganz London Erkundigungen über den Fremden ein und erfuhr, daß er Nächte hindurch schwelge und daß man sich von ihm erzähle, er habe in letzter Zeit seine aristokratische Gesellschaft mehrmals im L'hombre betrogen und es habe dann schlimmen Streit gegeben.

Der besorgte Vater berichtete das seiner Tochter, aber diese lachte nur herzlich darüber und meinte, der Neid habe alle diese schlimmen Geschichten erfunden, man mißgönne dem Grafen die freundlichen Stunden, die er bei ihr zubringe und suche ihn nun in ihren Augen herabzusetzen.

Der Vater beschwor sie, doch ja so vorsichtig wie möglich zu sein, aber schon kamen alle Warnungen

zu spät; Angelika, die sonst so zurückhaltend war, hatte bereits ihr Herz an den Grafen Horn verloren, sie liebte zum erstenmale mit der ganzen heißen Innigkeit eines reinen Gemütes und hatte dabei kein Auge für Nebendinge.

Bald verlobte sich denn auch das Paar und um dem Aufsehen, welches dieses Ereignis machte, nicht allzulange ausgesetzt zu sein und um ferner auch ihren Verlobten vor etwaigen Verfolgungen von Seiten mißgünstiger Gegner, von denen er sich bedroht wähnte, zu sichern, willigte sie in eine stille Trauung und in ein heimliches Verlassen Londons.

Kaum war jedoch der Trauakt vollzogen, als der vermeintliche Graf, der nun glaubte, Angelika in seiner Macht zu haben, die Maske fallen ließ und in brutalster Weise verlangte, daß ihm seine Frau ihr ganzes Besitztum verschreibe.

Jetzt fiel es Angelika wie Schuppen von den Augen, sie erkannte in ihrem Gatten einen schändlichen Betrüger und rief die Hilfe des Gerichtes an. Die Polizei bemächtigte sich des zweifelhaften Grafen und entdeckte in ihm einen raffinierten Gauner, der bereits mehreremale wegen ähnlicher Schurkenstreiche bestraft worden war.

Die Ehe wurde nun wieder gerichtlich aufgelöst

und Angelika war wieder frei, aber mit einer tiefen Wunde im Herzen, an der sie nun viele Jahre lang krankte. Ihr froher Jugendsinn war für immer gebrochen, nie wieder konnte sie sich zu der harmlosen Heiterkeit ihrer Mädchenjahre emporschwingen.

Dem Gauner wurde der Prozeß gemacht; man war allgemein der Ansicht, daß er das Werkzeug von Feinden Angelika's gewesen sei, welche der Künstlerin durch die Verheiratung mit einem Schwindler den Aufenthalt in England unmöglich machen wollten, ja man nannte unverhohlen Reynolds als denjenigen, der den Bubenstreich ersonnen habe und das „Manuel des curieux et des amateurs des beaux arts“ berichtete sogar über das schändliche Komplott. Angelika vermochte jedoch nicht, Reynolds eine solche nichtswürdige That zuzutrauen und widersprach sogar in den Zeitungen den Angaben des „Manuel“. Das ist jedoch nur ein Zeugnis von der Herzensgüte der Künstlerin; Reynolds hat sich nie von dem schweren Verdachte durch schlagende Beweise reinigen können.

Viele Jahre lang arbeitete nun Angelika, vollständig zurückgezogen von jedem gesellschaftlichen Verkehre, auf das Angestrengteste in ihrem stillen Atelier und schuf hervorragende Werke, die ihren Ruf in der gesamten gebildeten Welt immer noch mehr befestigten.

Mittlerweile stellten sich bei ihrem greisen Vater die Gebrechen des Alters so mahnend ein, daß sie fürchten mußte, den alten wackeren Mann über kurz oder lang zu verlieren. Auch der alte Kauffmann dachte oft an sein Ende und empfand dann besonders einen tiefen Kummer, wenn er bedachte, daß er seine Tochter völlig alleinstehend zurücklassen werde; er äußerte das wiederholt gegen diese und bat sie, noch vor seinem Hinscheiden einem braven Manne ihre Hand zu reichen. Lange wollte Angelika davon durchaus nichts wissen, da trat eines Tages ein alter Bekannter aus ihrer italienischen Zeit bei ihr ein, der Porträtmaler Antonio Zucchi, der ihr Grüße von Venedig und Mailand brachte. Bei der so lebhaft wiedergeweckten Erinnerung an die sonnigen Tage in Italien regte sich auch ihre alte Heiterkeit wieder etwas, ja sie ward wieder frischer und fröhlicher. Hocherfreut bemerkte dies der alte Vater und bat Zucchi, doch recht oft wiederzukommen. Das geschah denn auch und Angelika fühlte sich in der Gesellschaft des Malers, der weniger ein bedeutender Künstler als ein durchaus ehrenwerter Mann war, bald so wohl, daß sie es aufs schmerzlichste vermißte, wenn er einmal abgehalten war, seinen täglichen Besuch bei ihr zu machen. Es war daher nur zu

natürlich, daß sich aus diesen freundschaftlichen Gefühlen nach und nach eine tiefere Neigung entwickelte, aus der dann ein inniger Herzensbund hervorging. Die Trauung fand im Jahre 1781 statt, zu welcher Zeit die Künstlerin bereits vierzig Jahre alt war.

Der Gesundheitszustand des alten Kauffmann hatte sich mittlerweile so verschlechtert, daß die Aerzte ihm einen Aufenthalt in einem mildern Klima anrieten; Angelika besann sich nun nicht lange, verließ mit ihrem Gatten und dem leidenden Vater England und kehrte nach ihrem geliebten Italien zurück, das ununterbrochen das Land ihrer Sehnsucht geblieben war.

Man wandte sich zunächst nach Venedig, hier aber erkrankte der alte Kauffmann außerordentlich bedenklich, man wollte weiter nach Süden, allein schon war eine Weiterreise nicht mehr thunlich, und so starb denn der Greis in der Dogenstadt in den Armen seiner Tochter, noch im Verscheiden einen innigen Blick auf sein berühmtes Kind, den Stolz und das Glück seines Lebens, werfend.

Angelika hatte nun den Plan, sich in Venedig niederzulassen, richtete sich auch ein provisorisches Atelier ein und malte ihr erstes größeres Historienbild „Leonardo da Vinci in den Armen Franz I.

sterbend", infolgedessen sie zum Mitgliede der Akademie San Luca ernannt wurde. Auch machte sie verschiedene Bekanntschaften mit hervorragenden Männern, so unter anderen mit dem Großfürsten Paul, den nachmaligen Kaiser Paul I. von Rußland, der unter dem Namen eines Comte du Nord mit seiner jungen Gemahlin sich mehrere Wochen in Venedig aufhielt und der Künstlerin wertvolle Geschenke machte.

Das Klima Venedigs sagte jedoch auf die Dauer weder Angelika noch ihrem Gatten zu und so siedelte das Paar nach einiger Zeit nach Neapel über. Der Hof nahm die berühmte Malerin auf das Ehrenvollste auf, die Königin gab ihr eine ganze Reihe von schmeichelhaften Aufträgen und ließ die beiden Prinzessinnen von ihr im Zeichnen unterrichten.

Die steife spanische Etikette, welche noch am Hofe von Neapel herrschte, sagte aber der an freie Bewegungen gewöhnten Angelika durchaus nicht zu, sie brach daher trotz der verschiedenen Konzessionen, welche man ihr machte, die Verbindungen mit dem Hofe wieder ab und wandte sich nun nach Rom, wo sie bald einen so lieben Kreis von Freunden fand, daß sie sich völlig häuslich einrichtete und nun die ewige Stadt nicht wieder verließ.

Rom war damals der Sammelplatz fast aller

Künstler der ganzen Welt, der berühmte Antonio Canova, der mit kecker genialer Hand die kläglichen Götzenbilder des Zopfstyls stürzte, bildete den Mittelpunkt im Künstlerleben, während Bertel Thorwaldsen die gehaltvollste Stimme des jugendlichen Chores abgab. Angelika hielt für alle diese Künstler ein offenes gastliches Haus und war zu jeder Zeit eine liebenswürdige Wirtin, die bald da eine leise Schmeichelei, bald dort eine freundliche Aufmunterung spendete.

Bisweilen fehlte es freilich auch nicht an kleinen Aergernissen, die ihr besonders der allgemein geschätzte Kupferstecher Raphael Morghen bereitete, indem er sich allerlei kleine Abänderungen bei den Bildern Angelika's erlaubte.

Von den vielen Fremden, die das Haus der berühmten Malerin besuchten, seien hier nur Göthe und die Herzogin Amalie von Weimar genannt. In seinem „Zweiten römischen Aufenthalte“ schildert Göthe einen Besuch bei der Künstlerin in folgender Weise:

„Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor (über Egmont, ob Kürzungen und Aenderungen an dem Stücke vorgenommen werden sollten oder nicht). Sie hat das Stück studiert und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest du (der Dichter wendet sich hier an Frau von Stein) doch gegen-

wärtig sein, wie weiblich zart sie alles auseinander legt und es darauf hinausging: daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erzählung implicite enthalten sei. Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was im Gemüte des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinem Worte stärker ausdrücken, wie sehr er Klärchen liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, daß dieser zuletzt gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme."

Es geht aus diesen Aeußerungen Göthe's hervor, daß Angelika auch noch in ihrem Alter geistreich und feinsinnig war, wohl würdig, die Beraterin eines so großen Dichters zu sein.

Den ersten Mißton in den Tagen des Alters verursachte der Tod, indem er ihr im Jahre 1795 den geliebten Gatten entriß. Bald darauf brachen schwere Kriegsunruhen herein; ganz Europa wurde durch den General Bonaparte in Aufregung versetzt und Angelika besorgte, ihr ganzes Vermögen, das sie

in der Bank von England angelegt hatte, zu verlieren. Ihr Freund Canova ergriff vor den anrückenden Franzosen mit verschiedenen seiner Kunstwerke die Flucht. Angelika verließ jedoch Rom nicht, wurde auch an ihrem Eigentum nicht geschädigt und konnte auch fürder sorglos dem Alter entgegensehen.

Unermüdlich malte sie weiter, unbekümmert um die neue Zeit und den neuen Geschmack, der besonders durch den Franzosen Louis David und dessen Schüler angebahnt wurde. Jede neue Strömung, die sie verletzen konnte, hielten liebende, vorsorgliche Freunde von ihr ab, und so blieb sie bis an ihr Ende in dem beglückenden Wahne, sie sei noch immer die gefeierte Künstlerin, die sie in den sechziger und siebenziger Jahren gewesen.

Im Jahre 1805 begann sich bei ihr ein Brustübel zu entwickeln, das die Greisin bald erheblich schwächte. Dennoch verlor sie ihren frohen Mut nicht und malte sogar noch rüstig weiter. Im Herbste des Jahres 1807 litt sie aber mehr denn je von dem rauhen Wetter und vermochte auch nicht mehr, den Pinsel zu führen. Sie erfreute sich daher wiederholt an den Dichtungen Gellert's und entschlummerte denn auch bei der Lektüre einer Ode dieses gemütvollen Dichters am 5. November 1807.

Ihr Tod berührte besonders die römischen Künstlerkreise, auf die sie stets so günstig gewirkt hatte, sehr schmerzlich; hauptsächlich betrauerte sie Canova, der auch ihr Leichenbegängnis ordnete. Ihre sterbliche Hülle ward in der Kirche S. Andrea delle Fratte beigesetzt.

Angelika Kauffmann war zwar, wie einer ihrer Biographen, A. W. Grube, sehr richtig sagt, kein bahnbrechendes Genie, wie die Raphael und Rubens, aber wie sie aus der Anschauung der klassischen Werke des Altertums das in sich aufnahm, was ihrer Eigentümlichkeit entsprach, so hat sie von den Heroen der neueren Malerei den leichten und gefälligen Wurf des einen, das Feuer und die Lebhaftigkeit in der Farbengebung des andern sich angeeignet, während sie, echt weiblich, doch immer wieder dem Zuge ihres Herzens folgte, sich ganz ihrer eigenen, empfindungsseligen Natur überließ und so ganz mit dem Geschmacke und Drange der Zeit harmonierte. Weil sie alle Emanzipationsgelüste abwies und die Anmut ihres eigenen Wesens so ganz mit ihren künstlerischen Leistungen stimmte, sodaß sie ebenso durch ihre Persönlichkeit wie durch ihre Werke anzog, so konnte sie auch mit ihrem ziemlich eng begrenzten Talente so Schönes und relativ Vollendetes leisten.

Die venetianische Nachtigall.

Die venetianische Nachtigall.

Seit Menschengedenken befand sich die gute Kaiserstadt Wien in keiner so anhaltenden Erregung wie in den Jahren 1725 und 1726. In den Gemächern der Hofburg sowohl, wie in den Bürgerstuben konnte man nicht fertig werden, über ein Thema zu plaudern, zu diskutieren und zu zischeln, das man nun schon so und so oft nach allen Seiten hin durchgesprochen hatte, das aber trotzdem immer wieder interessant erschien und zu dem auch immer wieder — „leider Gottes!“ meinten alle Frauen — neuer Stoff hinzukam.

Dieser letztere Fall mußte auch an einem freundlichen Junitage 1726 wieder eingetreten sein, denn auf allen Gassen stand man wieder, steckte die Köpfe zusammen und schwatzte von nichts anderm, als von dem alten ergiebigen Thema. Was behandelte dies nun aber? Etwa einen gewaltigen, welterschütternden Krieg oder

eine folgenschwere Umwälzung im Innern des Staates? O nein, nichts von alledem; es hatte überhaupt nichts mit der schlimmen Politik zu schaffen, es handelte sich einzig und allein nur — um eine Sängerin, nur um eine italienische Cantatrice. wie deren an dem musikliebenden Hofe Karls VI. oft mehr als ein Dutzend sich aufhielten. Aber zu den Dutzendsängerinnen gehörte sie denn doch nicht, sie besaß eine Stimme, so glockenrein, so hell, so lieblich, so schmelzreich, wie man noch keine gehört, und dabei war sie entzückend schön, blickte jeden mit ihren prächtigen schwarzen Augen so freundlich und schelmisch an, war so voll Witz und Geist, daß man sich allerdings nicht wundern konnte, wenn sie es allen Männern „anthat" und darüber alle Frauen in Bestürzung, Angst und Zorn versetzte. Verschiedene junge Herren von Stande hatten sich bereits sterblich in sie verliebt und nun hatte sogar ein Duell ihretwegen stattgefunden; der junge Graf Waldenburg, eifersüchtig auf ein freundliches Lächeln, das der junge Baron Zachitz von der Gefeierten erhalten, hatte letzteren gefordert, im Prater mitten durchs Herz geschossen und war nun entflohen.

Solches Unheil richtete die Fremde an! Und das konnte auch nicht mit rechten Dingen zugehen,

die beiden armen jungen Herren waren ja ganz von Sinnen gewesen! Ja, ja, wer weiß, was sich unter der gleißenden Hülle verbarg! Freilich, man durfte nicht mehr von Hexen sprechen, das verbot das Gesetz, aber ob es darum nun auch keine Hexen gab, war damit noch lange nicht ausgemacht und bewiesen.

Die Kunde von dem blutigen Duell flog wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, drang bis zu den Ohren des Kaisers und selbst bis in die stille Studierstube des alten würdigen Kapellmeisters Fux, der sich alle Mitteilungen von Klatschereien über die Italienerin bei seinen Freunden und Bekannten sehr energisch verbeten hatte, nun aber doch die ganz besonders wichtige Schreckensnachricht von seiner alten Wirtschafterin hatte erfahren müssen. Darauf hatte er gehörig über die jungen adeligen Nichtsthuer losgewettert, die hübsch arbeiten sollten, wie andere Menschen und dann nicht auf solche Dummheiten verfallen würden, und schließlich der alten Kati sehr eindringlich ihr albernes Geschwätz von wegen anthun und behexen verwiesen. Darauf hatte er sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und wollte seine Gedanken zwingen, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, aber so sehr er sich auch mühte, immer wieder wanderten sie zu der schönen verketzerten Fremden hinüber, die

ihm mit ihrer holden Anmut, mit ihrem wunderbar schönen Gesange wohl immer wie eine Göttliche, nie aber wie eine böse Unholdin erschienen war.

Eine Stunde mochte er wohl so vor sich hinblickend unthätig dagesessen haben, als abermals an seine Thüre geklopft wurde und auf sein „Herein!“ eine große stattliche Dame eintrat. Verwundert rückte er, sich tief verneigend, an seinem Sammetkäppchen, das er stets trug, wenn er sich nicht mit seiner mächtigen Allongenperrücke geschmückt hatte, und rollte schnell einen großen Armsessel herbei. Er kannte ja die hohe Frau, wenn auch nur von Hoffestlichkeiten her; sie war die Gräfin Waldenburg, die Mutter des glücklichen Duellanten. Die Gräfin ließ sich erschöpft in den Armsessel nieder, begann aber dann sofort:

„Ich komme zu Ihm, Herr Kapellmeister, weil Er wohl die geeignetste Persönlichkeit ist, mir zu helfen.“

Der alte Kapellmeister verneigte sich höflich. „Wenn sie nur kein Requiem für den von ihrem Thunichtgut Erschossenen haben will,“ dachte er bei sich.

„Er hat wohl schon von dem Unglück gehört,“ fühhr die Gräfin fort, „das mich betroffen hat. O

Gott, wo mag jetzt mein armer Franzel sein! Ja, sieht Er, und daran ist nur das Frauenzimmer schuld, die da aus Venedig, und darum bin ich zu Ihm gekommen, Er weiß ja mit Musiksachen umzugehen, Er muß das Frauenzimmer aus der Stadt schaffen, sie ist eine Unholdin, die uns noch alle ins Elend bringen kann. Mit den Zachitz ist man nun schon in Konflikt, o Gott, wir waren immer so eng befreundet zusammen! Aber da darf man nun eben nicht zögern, nicht wahr, lieber Kapellmeister?"

Sie hielt endlich inne und sah nun Fux fragend an; dieser aber wußte vor Verlegenheit kaum zu antworten.

„Sollte die Signora Bordoni," brachte er endlich heraus, „wirklich —"

„Darüber kann gar kein Zweifel sein," unterbrach ihn rasch die erregte Gräfin. „Es ist so, wie ich Ihm sagte, sie muß fort, und wenn Er das besorgt, so soll es Sein Schaden nicht sein."

„Ich vermag aber leider der Ansicht nicht beizupflichten," versetzte der alte Kapellmeister, „daß die Signora Bordoni irgendwelche Schuld trifft, die zu einer so entehrenden Ausweisung ein Recht gäbe."

„So!" rief die Gräfin, „so! Dann ist Er am Ende auch —" sie brach aber ab, besann sich eines

besseren und fuhr dann fort: „Von einigen superklugen Leuten ist neuerdings behauptet worden, es gäbe keine Hexen; solches dummes Zeug! Die mögen doch nur zu der Italienerin gehen, der glotzt der Unhold ja nur so aus den schwarzen Augen heraus, daß es einem ganz unheimlich wird. Und woher stammt sie denn auch, kein Mensch weiß es ja!"

„Man hat sich allerdings anfangs allerlei von der Signora erzählt, da die Berufung und Anstellung sehr schnell ging, weil Seine Majestät befürchteten, ein anderer könne ihm zuvorkommen und, wie man so sagt, die vorzügliche Künstlerin ihm vor der Nase wegschnappen. Und diese Besorgnis ist auch wohlbegründet gewesen; wie wir nachträglich erfahren haben, hat man sich auch vom französischen Hofe aus gar sehr um die Signora bemüht, und hätten wir die Sache nicht so sehr betrieben, so hätten wir vielleicht das Nachsehen gehabt."

„Und das wäre jedenfalls besser gewesen," fügte die Gräfin hinzu. „Viel Unglück wäre dadurch verhütet worden. Mein armer Franzel! Mußte eine solch abenteuerliche Person es ihm anthun!"

„Man hat sich allerdings in der ersten Zeit hier viel Wunderliches, ja Abenteuerliches von der Signora erzählt," fuhr der Kapellmeister, der

jetzt seine völlige Fassung und Ruhe wiedergewonnen hatte, fort, „liebt man es doch leider allzusehr, sich um die privaten Angelegenheiten der Künstlerinnen zu bekümmern. Ich wendete mich daher, weil mir verschiedene Erzählungen, wie sie so umliefen, gar zu unwahrscheinlich vorkamen, an meinen Freund Francesco Gasparini, den Direktor des Konservatoriums Della Pieta in Venedig, bei dem die Signora Bordoni Unterricht genoß, und bat ihn um nähere Auskunft über dieselbe. Darauf habe ich gestern die gewünschte Auskunft erhalten und bin nun imstande, allem gehässigen und mißgünstigen Geklatsch mit der schlichten Wahrheit entgegenzutreten.

„Nun, da bin ich denn doch gespannt," warf die Gräfin ein.

„Sie werden vielleicht etwas enttäuscht sein, Erlaucht," versetzte der Kapellmeister. „Der bisherige Lebenslauf der Signora Bordoni entbehrt alles Abenteuerlichen und Außergewöhnlichen. Faustina Bordoni ist 1700 in Venedig als das Kind sehr angesehener und wohlhabender Leute geboren worden, die, als sich die reichen Talente der Kleinen bereits sehr früh zeigten, vernünftig genug waren, sie schon bei Zeiten tüchtigen Lehrern zur Ausbildung zu übergeben. Sie ward in das Konservatorium meines

Freundes Gasparini gebracht, studierte hier mit vielem Eifer die Musik, eignete sich mit zäher Energie die Technik des Gesanges an, machte schnell die überraschendsten Fortschritte und gewann, da sie auch von jeher eine reizende Erscheinung war, sehr bald Aller Herzen. Ganz besonders nahm sich ihrer sodann der reiche Benedetto Marcello, der, wie Erlaucht vielleicht wissen, die Psalmen so meisterhaft komponierte, an, lehrte sie auch mit aller Sorgsamkeit hauptsächlich den Vortrag des Rezitativs und veranlaßte das erste Auftreten der Schülerin, als diese erst sechzehn Jahre alt war. Der Erfolg genügte jedoch, trotz des lauten Beifalles des Publikums, weder dem strengen Lehrer, noch der einsichtigen Faustina, und so zog sich diese abermals in ihr einsames Musikzimmer zurück und begann ihre Studien aufs neue. Da sie verschiedene ihrer Mängel selbst erkannt hatte, war sie noch eifriger als zuvor, übte und probte unermüdlich tagtäglich vom Morgen bis zum Abend, und als sie dann nach Jahresfrist abermals die Bühne betrat, durfte sie sich in jeder Hinsicht als eine fertige Künstlerin betrachten. Das kunstverständige und kunstsinnige Italien erkannte sie darauf auch ohne jede Nebenbedingung als eine solche an, ja es war von ihr bald so entzückt, daß es ihre Reise, die sie nach

einiger Zeit nach Florenz und Neapel unternahm, zu einem wahren Triumphzuge gestaltete. In Florenz erregte sie solchen Enthusiasmus, daß man sogar eine Denkmünze auf sie schlug. Es durfte daher auch nicht wunder nehmen, daß Seine Majestät auf die gottbegnadete Künstlerin bald aufmerksam wurden und alles aufbieten ließen, dieselbe an Seinen Hof zu fesseln. Fünfzehntausend Gulden jährlicher Gehalt ist freilich ein ganz enormes Geld, welches da für nur eine Person der Frau Musika geopfert wird, wenn man aber bedenkt, was für eine Hohepriesterin man dafür besitzt, so darf man zu diesem Opfer wohl Amen sagen."

Die alte Erlaucht hatte sich bei diesen letzten Worten erhoben, erwiderte aber keine Silbe, grüßte sehr steif und gemessen und verließ geräuschvoll das Zimmer.

Der Kapellmeister sah ihr erst etwas verdutzt nach, dann aber glitt ein vergnügliches Lächeln über sein faltiges Gesicht; er war sehr zufrieden mit sich; er hatte wieder einmal so ganz rücksichtslos, so ganz rund heraus für seine heilige Kunst gesprochen und dabei dann auch seinen Liebling — ja, ja, das war sie, diese holde venetianische Nachtigall — recht kräftiglich in Schutz genommen. In bester Stimmung

ließ er sich daher wieder an seinem Schreibtische nieder. —

Unterdessen saß die viel Geschmähte und auch wiederum so energisch Verteidigte einsam in dem kleinen zierlichen Boudoir ihrer Wohnung am Graben und stützte das schöne Haupt schwermütig in die Rechte. Aus ihren großen dunkeln Augen rannen langsam die Thränen über die Wangen und um ihren feingeschnittenen rosigen Mund lag eine schmerzliche Melancholie. Auch ihr war ja die Nachricht von dem unheilvollen Duell und von der allgemeinen Mißstimmung gegen sie zugetragen worden und nun fühlte sie sich tief unglücklich, wie von allen verlassen und verkannt in diesem fremden nordischen Lande. Wie ungerecht und wie undankbar waren doch diese Menschen gegen sie! An dem Verbrechen des jungen Waldenburg wußte sie sich völlig schuldlos, weder ihm noch Zachitz hatte sie auch nur den geringsten Grund zur Eifersucht gegeben. Sorgsam hatte sie stets auf Sitte und Brauch geachtet, nur immer ihrer Kunst gelebt, frisch und froh mit dieser alle Herzen erquickt — und nun mußte sie sich so belohnt sehen!

Sie hätte sich vielleicht noch mehr in diese schlimme Stimmung hineingegrübelt, wäre sie nicht plötzlich aus derselben durch die Meldung ihres

Kammermädchens herausgerissen worden, daß ein Herr ihr seine Aufwartung zu machen wünsche, den Namen habe sie nicht genau verstanden, es müsse wohl ein Fremder sein. Nun war sie freilich durchaus nicht in der Stimmung, Besuche zu empfangen, aber gegen einen Fremden wollte sie nicht unhöflich sein, und so begab sie sich hinüber in ihr Gesellschaftszimmer. Als sie dort aber den Ankömmling erblickte, einen großen stattlichen Mann mit glänzenden Augen, da blieb sie überrascht an der Thüre stehen. Sie mußte ja dieses imponierende Gesicht kennen, ja, ja, es war kein Zweifel, das war der Mann, dessen Bild sie über ihrem Klavier hängen hatte!

„Händel! O Dio, Händel!“ rief sie glückselig, „benvenuto, benvenuto!“

Und der große Komponist war es auch in der That; er war von England nach Deutschland gekommen, Sänger, Sängerinnen und Musiker für die Aufführungen seiner großen Kompositionen zu suchen, und hatte in Wien, wo er soeben eingetroffen, seine ersten Schritte zu Faustina Bordoni gelenkt, von der er bereits viel des Ruhmes gehört. Sehr bald saß er daher auch vor dem Klavier der Künstlerin, spielte leise die Begleitung zu Arien aus Gasparini'schen, Polarolo'schen und andern Opern und lauschte ent-

zückt auf die Glockenstimme Faustina's, und als er endlich mit einem vollen Akkorde schloß, da machte er ihr einen Engagementsantrag, wie er noch keiner Sängerin vordem geboten worden. Neben freier Reise bot er ihr ein Jahresgehalt von zweitausend Pfund (40,000 Mark), und Faustina schlug freudig ein. Sie wäre auch bei einem weit geringeren Gehalte die Seine geworden, schon um unter der Aegide Händel's singen zu können.

Schon wenige Wochen später verließ sie Wien unter den herzlichsten Segenswünschen des alten Kapellmeisters Fux und kam im Spätsommer in London an.

Ihr Stand daselbst war jedoch durchaus kein leichter, sie fand dort bereits eine mächtige Rivalin, eine Signora Cuzzoni, die einen großen Kreis von Verehrern besaß und besonders in der Händel'schen Oper „Alessandro" Vorzügliches leistete. Allein auch Faustina entfaltete alle ihre Kunst; das Publikum spaltete sich daher zunächst in zwei große Heerlager, zwischen denen es zu vielen Konflikten kam, dann aber gewann Faustina mit jedem neuen Auftreten mehr an Boden, und schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit war sie der erklärte Liebling Aller; ja es kam sogar soweit, daß die Cuzzoni, welche zu den

unwürdigsten Mitteln griff, ihre Kollegin zu schädigen, London verlassen mußte. Faustina verlebte nun glänzende Tage, sie wurde wahrhaft vergöttert; bei allen Festen des Hofes und der hohen Aristokratie mußte sie erscheinen, und überall, wo sie sich zeigte, wurden ihr die enthusiastischsten Huldigungen dargebracht.

Diese Tage des Glückes und des Glanzes hatten aber auch ihre Schattenseiten; die Künstlerin fühlte sich von den steten Aufregungen nach und nach so angegriffen, daß sie dringend der Ruhe bedurfte; zudem befiel sie gar oft in der nebeligen Hauptstadt ein drückendes Heimweh nach ihrem sonnigen Venedig und so gab sie endlich 1728 ihr Engagement auf und kehrte, reich an Ehren und Gold, nach der Heimat zurück.

Dort kaufte sie sich ein prächtiges Haus, richtete es mit allem Luxus ein, lebte aber sehr zurückgezogen, nur den Umgang mit ihren vertrautesten Freunden und ihrem verehrten Meister Benedetto Marcello pflegend. Allein nicht lange sollte ihr dieser Friede beschieden sein; ein junger Deutscher, ein Sachse, kam nach der Lagunenstadt, der bereits in seiner Heimat und dann auch in Italien, besonders in Rom und Neapel, großes Aufsehen durch ein vorzügliches Klavierspiel, eine sehr schöne Tenorstimme, verschiedene

äußerst gefällige Kompositionen und schließlich noch durch sein feines liebenswürdiges Auftreten gemacht hatte. Er hieß Johann Adolph Hasse, doch wurde er bereits allgemein il caro Sassone genannt. Dieser Fremde gewann sich auch schnell die Herzen der Venetianer, bald sprach man überall von dem schönen eleganten Sachsen, von seiner prächtigen Stimme, seinem schönen Spiel, und Faustina fühlte erschrocken, daß sie nicht mehr der erste Stern war. Unwillkürlich regte sich eine Mißstimmung gegen diesen fremden Eindringling in ihr und sie konnte sich lange nicht entschließen, ihn überhaupt einmal zu sehen und zu hören. Endlich aber gab sie doch einmal den Bitten ihrer Freunde nach, eine Gesellschaft zu besuchen, in der Hasse spielen werde, hielt sich in derselben zuerst aber so abseits, daß dieser sie nicht bemerkte. Kaum hatte er aber eine seiner melodischen Arien zu singen begonnen, so zog es sie wie mit unsichtbaren Fesseln zu dem Fremden, sie trat bis dicht hinter seinen Stuhl und lauschte wie bezaubert den süßen Tönen. Als aber der Künstler dann zu Ende war, zog sie sich doch wieder hinter die große Menge des Publikums zurück; sie konnte sich nicht entschließen, dem Gefeierten gegenüberzutreten.

Sie entfernte sich darauf aus der Gesellschaft,

ohne Hasse vorgestellt worden zu sein, und dennoch vermochte sie den Bann nicht zu lösen, der sie an den Fremden fesselte; Tag und Nacht hörte sie seine Stimme, sah sie sein Bild, das schöne, gewinnende, mild-männliche Gesicht — ihr Herz pochte heiß und stürmisch für den caro Sassone. Sie suchte nun und fand Gelegenheit, ihn zu sehen und zu sprechen, und bald überraschte sie Venedig und die ganze Welt mit der Nachricht, daß sie sich mit dem Komponisten und Sänger verlobt. Der Verlobung folgte auch bald die Vermählung und Venedig sah nun eines der schönsten Paare, die je vor dem Traualtare gestanden hatten. Es war im Jahre 1730. Die Sängerin nahm hierauf den Namen Faustina Hasse an, unter dem sie sodann auch in die Geschichte der Musik eingetragen wurde.

Die jungen Eheleute beschlossen nun, zunächst eine gemeinschaftliche Kunstreise durch Italien zu machen, und Hasse komponierte zu diesem Zwecke zwei Opern, „Dalisia“ und „Artaserse“, die Glanzpartien für Faustina enthielten, allein das Vorhaben kam nicht zur Ausführung, da August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, das Paar einlud, gegen ein Jahresgehalt von nicht weniger denn 24,000 Thalern an seinen Hof nach Dresden zu

kommen, um an den dortigen prunkvollen Opern-aufführungen teilzunehmen. Diesem Anerbieten konnten Beide nicht widerstehen und so sagten sie dem schönen Lande Italien Lebewohl und trafen 1731 in der sächsischen Hauptstadt ein, wo Hasse Ober-Kapellmeister und Faustina, die jetzt mit Vorliebe in ganz Deutschland „die venetianische Nachtigall“ genannt wurde, Primadonna wurde.

Für Beide begann damit eine sehr arbeitsvolle und thatenreiche Zeit; Hasse komponierte eine ganze Reihe von Opern, darunter die damals sehr geschätzte „Alessandro nell' Indie“ und eine Menge anderer Musikstücke, die freilich heutzutage sämtlich bereits vergessen sind, und schwang sich dadurch zu einem der ersten Komponisten der vormozartischen Zeit empor, und Faustina war die unermüdliche Heldin aller dieser Opern, die stets bereite Sängerin in den Oratorien, Messen und Cantaten ihres Gatten.

Freilich fehlte es dabei auch an Schatten nicht, wie konnten diese ausbleiben an einem Hofe, wo sich alle Intriguanten und vornehmen Schwindler Europa's ein Stelldichein gaben! Auch schwere Unglücksfälle blieben nicht aus, zweimal wurde Dresden mit bewaffneter Hand von Friedrich dem Großen genommen und dabei verbrannten Hasse die sämtlichen Manu-

skripte seiner Werke, die er bereits für eine Gesamtausgabe geordnet hatte, aber der Sieger benahm sich auch wieder edel gegen den Komponisten und seine Gattin, spendete Beiden, nachdem er verschiedene Opernaufführungen besucht, das reichste Lob, machte Hasse einen kostbaren Diamantring zum Präsent und ließ dem Orchester tausend Thaler überweisen, und so wurde das schwere Mißgeschick auch wieder etwas gemildert.

Der Krieg sollte jedoch auch für das Künstlerpaar noch weit schwerere Folgen haben; der sächsische Staatsschatz war durch denselben dermaßen erschöpft worden, daß dem Hofe eine so kostspielige Oper nicht mehr erhalten werden konnte; Hasse und Faustina erhielten daher 1763 ihren Abschied, aber auch zugleich eine sehr ansehnliche Pension, sodaß sie ein sorgenfreies Alter vor sich hatten. Da ihre Herzen sie wieder nach Italien zogen, so verließen sie mit ihren Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern, Dresden, in dem sie über dreißig Jahre lang gewirkt hatten, gingen zunächst nach Wien, dann nach Mailand, wo Hasse seine letzte Oper, „Ruggiero“, komponierte und ließen sich zuletzt bleibend in ihrem lieben Venedig nieder. Hier lebten sie, still zurückgezogen von dem großen Treiben, den vielen freundlichen Erinnerungen,

nur selten einmal einen Ausflug nach Triest, Mailand oder Turin unternehmend, aber doch alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Musik mit Aufmerksamkeit beobachtend und verfolgend. Diesem regen Interesse hatte es denn wohl auch Hasse zu verdanken, daß er noch in seinem hohen Greisenalter die Bekanntschaft Mozart's machte, freilich nur des vierzehnjährigen Knaben Mozart, der 1771 nach Mailand kam, um seinen ersten Opernversuch „Mitridate, re di Ponto“ zur Aufführung zu bringen. Dennoch erkannte er bereits das große Genie voll und ganz, und in wahrhaft rührender Begeisterung rief er aus: „Dieses Kind wird uns alle vergessen machen!“

Die letzten Lebensjahre muß das einst so gefeierte Paar in vollständigster Zurückgezogenheit verbracht haben, ja durch eine böse Laune des Schicksals ist uns nicht einmal das Datum des Todestages Faustina's aufbewahrt worden; sie schied jedenfalls etwas früher aus dem Leben, als ihr Gatte, der am 16. Dezember 1783 zu Venedig starb und in der Kirche von Santa Marcuola beigesetzt wurde. Auch das Grab Faustina's kennt man nicht, aber vergessen ist sie darum keineswegs. Im Gedächtnis der Nachwelt wird sie ewig leben als eine der reichst

begabten und liebenswürdigsten Künstlerinnen, die jemals die Menschenherzen mit ihrem Gesange erfreuten, und als die würdige Gattin eines geistvollen Komponisten.

Nur ein Flötist.

Nur ein Flötist.

In der stattlichen Schmiede zu Oberscheden, unfern Göttingen, ging es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts immer sehr munter und rege zu. Da das Haus an der großen Heerstraße lag, so gab es immer reichlich zu thun und der wackere Hufschmied Andreas Quantz hatte einen hübschen Verdienst. Da auf einmal änderten sich die Verhältnisse, es kamen schlechte Jahre, in denen die Leute weniger reisten, wodurch der Verdienst des Schmiedes sich verringerte, sodann legte eine Feuersbrunst einen Teil der Schmiede in Asche, und zu alledem begann der Meister Quantz zu kränkeln und sank 1707 auf das Totenbett. Doch bevor er verschied, ließ er noch seinen Sohn Johann Joachim kommen, einen bleichwangigen Jungen von 10 Jahren, und ermahnte ihn, ebenfalls das Handwerk seiner Vorfahren zu erlernen und dann ein tüchtiger Schmied zu werden. Dem Knaben perlten

die Thränen über die Wangen, aber er antwortete kein Wort, und als der Vater gestorben und begraben war und nun der Sohn ebenfalls das Schmiedhandwerk erlernen sollte, da erklärte er ganz offen, daß er nicht Schmied werden könne, sondern ein Musikant werden wolle. Der kleine Johann Joachim hatte schon früh Lust und Liebe zu dieser edlen Kunst gezeigt und schon von seinem achten Jahre an den ältesten Bruder, der zuweilen die Stelle eines Dorfmusikanten vertrat, auf Hochzeiten und Kirchweihen mit der Baßgeige begleitet, ohne eine Note zu kennen, — aber dergleichen hätte doch niemand ihm zugetraut! —

Das fehlte noch zu all den Schicksalsschlägen! Die Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen und der aus dem Waldeckischen übergewanderte Großvater, welcher ebenfalls ein Schmied war, blickte zuerst ganz verdutzt auf den verwegenen Burschen. Dann aber ging es an ein Ermahnen und Vorstellen. Das Pfeifergewerbe, hieß es, sei nicht einmal ein ehrliches Gewerke, und er solle nur nicht denken, daß das Herumvagabondieren in der Welt schön sei, das sei nur ein trauriges Elend, und wer hier lustige Liedlein fiedele, der hungere vielleicht schon am nächsten Tage und verkäme schließlich hinter einem Zaune.

Aber alle die krassen Bilder halfen nichts, der Junge bestand darauf, er müsse ein Musikant werden, er bekomme die Musik den ganzen Tag nicht aus dem Kopf und er würde vergehen, wenn er an den Amboß gekettet würde — und so entschloß sich denn endlich die Mutter, dem unbegreiflichen Hange des Knaben nachzugeben. Da die Familie einen Verwandten, namens Justus Quantz, besaß, der Stadt- und Kunstpfeifer in Merseburg war, so wurde Joachim im August 1708 bei diesem auf sieben und ein halb Jahre in die Lehre gegeben.

Meister Justus Quantz war ein sehr tüchtiger Mann, der unsern Joachim sofort mit aller Umsicht in seine Kunst einführte; allein er starb schon nach drei Monaten und der kleine Lehrling wäre beinahe wieder nach Hause geschickt worden, wenn nicht dem Schwiegersohne des Verstorbenen, Meister Adolph Fleischhack, die erledigte Stelle eines Stadt- und Kunstpfeifermeisters übertragen worden wäre. Dieser übernahm denn auch den kleinen, gelehrigen Joachim und lehrte ihn nach und nach Violine spielen, Hoboe, Waldhorn, Trompete und Posaune blasen und zudem unterwies ihn der Merseburger Organist Kiesewetter auch noch im Klavierspiel. Man trachtete eben damals nicht danach, einen Virtuosen auf einem Instrumente

auszubilden, sondern ihm die Kenntnis aller anzu-eignen. Die Fortschritte, welche der Schüler machte, müssen wohl im höchsten Grade befriedigend gewesen sein, denn bereits im Dezember 1713 wurde Joachim losgesprochen, doch mit der Bedingung, noch ein Jahr fürs halbe Gesellengeld weiter zu dienen. Allein er hatte nicht nötig, das ganze Jahr hindurch in dem ihm nicht zusagenden Merseburg auszuhalten, da un-erwartet eine dreimonatliche Landestrauer eintrat und diese Zeit benutzte er nun zu seiner ersten Kunstreise. Er lenkte seine Schritte nach dem berühmten Dresden, wo unter dem wackern Stadtmusikus Heine die Musik aufs sorgfältigste gepflegt wurde. Hier wurde er denn auch bald gewahr, daß das bloße Treffen der Noten, so wie sie der Komponist hingeschrieben hat, noch lange nicht der größte Vorzug eines Tonkünstlers sei.

In Dresden zu bleiben war ihm freilich vor-läufig noch nicht vergönnt, er mußte nach Merseburg zurück; 1716 jedoch hatte er dort allen seinen Ver-pflichtungen genügt und nun kam er mit Freuden einem Rufe Heine's nach, in dessen Dienste zu treten. Zunächst aber verging ihm alle Lust an der Kunst-pfeiferei, denn gegenüber den Leistungen eines Veracini und Pisendel auf der Violine, eines Weiß auf der Laute, eines Richter auf der Hoboe, kamen ihm seine

Leistungen vollständig ungenügend vor, und da alle die Instrumente, die er spielte, seinem Naturell auch nicht völlig entsprachen und er nicht imstande war, es auf denselben seinen Kameraden sonderlich zuvor zu thun, so kam er auf den Einfall, sich von jetzt an ganz besonders der bisher nur so nebenbei betriebenen Flöte zu widmen. Er nahm jetzt bei dem berühmten Flöten-Virtuosen Buffardin Unterricht und wurde in kurzer Zeit dessen genialster Schüler. Ein großer Wendepunkt war damit in seinem Leben eingetreten, die Flöte wurde nun das Instrument, für das er sich ganz und voll begeisterte und der er fortan sein ganzes Streben widmete.

In dieser Zeit machte er auch eine Wallfahrt zu einer Musikaufführung, wie sie das 18. Jahrhundert so sehr liebte, nämlich zur Aufführung einer Fest-Oper, welche zur Feier der Krönung Kaiser Karl's VI. unter freiem Himmel zu Prag gegeben wurde. Der alte berühmte kaiserliche Oberkapellmeister Fux zu Wien hatte sie in „prächtig-ernstem Styl" komponiert und hundert Sänger und zweihundert Instrumentisten waren zur Aufführung nötig. Weil Fux am Podagra litt, hatte ihn der Kaiser in einer Sänfte von Wien nach Prag tragen lassen. Die ganze Aufführung machte auf den jungen Künstler

einen so gewaltigen Eindruck, daß ihn eine heiße Sehnsucht befiel, nun auch das Vaterland dieser Musik, das gelobte Land Italien mit seinen Musikern, Sängern und Sängerinnen kennen zu lernen. Vorläufig jedoch mußte er in das Amt nach Dresden zurück, allein schon im Jahre 1724 konnte er infolge freundlicher Fürsprache einflußreicher Gönner diese große Kunstreise antreten und am 11. Juli 1724 langte er in Rom an. Voll Entzücken lauschte er hier in den Kirchen den herrlichen Gesängen und fast andächtig nahm er die Unterweisungen des gelehrten Gasparini hin, der sich leutselig erbot, alles, was der talentvolle Deutsche komponierte, unentgeltlich zu verbessern.

Erheblich bereichert an musikalischem Wissen verließ er zu Anfang des Jahres 1725 die ewige Stadt wieder und wandte sich nach Neapel, das später in seiner Erinnerung den glänzendsten Punkt ausmachte. Denn hier lernte er den genialen Sänger und Komponisten Hasse kennen, einen sächsischen Landsmann, der ihn in ein eben sich in üppigster Weise entwickelndes Kunstleben einführte, an dessen Spitze der weltberühmte Oberkapellmeister Alessandro Scarlatti stand. Scarlatti war jedoch bereits ein Greis, der, nachdem er sich lange erfolglos mit Instrumental-

musik beschäftigt, jetzt nur der Pflege der Vokalmusik oblag und in dieser bei seinem Schüler Farinelli (Carlo Broschi) und der genialen Tesi die glänzendsten Resultate erzielt hatte. Es hielt daher sehr schwer, Quantz bei ihm einzuführen; allen Bitten Hasse's gegenüber hatte er die stereotype abweisende Antwort: „Ich mag nichts mehr mit Instrumentisten zu thun haben, weil sie heutzutage alle falsch blasen." Da aber Hasse nicht nachließ, so willigte er endlich ein, den Fremden einmal zu hören und war nun sofort von dem „ganz anders blasenden" Deutschen so entzückt, daß er demselben von Stund an seine ganze Gunst zuwendete. Eifrigstes Studium wechselte nun mit den ausgesuchtesten musikalischen Genüssen, wodurch Quantz sich schnell zum fertigen Künstler entwickelte. Scarlatti war infolgedessen von seinem genialen Schüler so hoch befriedigt, daß er sogar einige Flötensolis für ihn komponierte und ihm eine einträgliche Stelle in der Kapelle des portugiesischen Hofes erwirkte. Quantz nahm jedoch diese Stelle nicht an, sondern kehrte, nachdem er noch mit einem ihm wohlgewogenen Grafen Salm den Vesuv bestiegen, über Paris, von wo er auch noch einen Abstecher nach London machte, nach Dresden zurück. Während der langen Postfahrten war er auf den Gedanken gekommen, der

Flöte eine zweite Klappe zuzusetzen, was alsbald für die Entwicklung dieses Instrumentes von größter Wichtigkeit wurde.

In Dresden erkannte man jetzt, daß man in Quantz den bedeutendsten Flötisten seiner Zeit besitze, und man suchte ihn daher zunächst dadurch zu ehren, daß man sein jährliches Gehalt von 216 Thaler auf 250 Thaler erhöhte. Als sodann König August II. von Polen und Kurfürst von Sachsen im Mai 1728 dem König Friedrich Wilhelm in Berlin einen Besuch abstattete und dabei seine gewandtesten Virtuosen mitnahm, fehlte auch Quantz in dem königlichen Gefolge nicht. Das wurde aber für das ganze fernere Leben des Künstlers entscheidend, denn in Berlin lernte der kunstliebende Kronprinz, der nachherige Friedrich der Große, Quantz kennen und war von seinem Spiele so enthusiasmiert, daß er sofort beschloß, ebenfalls die Flöte spielen zu lernen. Quantz mußte ihm sofort die ersten Unterweisungen erteilen und sodann alle Jahre wenigstens zweimal entweder nach Berlin oder Ruppin, oder nach Rheinsberg kommen, je nachdem sich der Kronprinz da oder dort aufhielt, und mit ihm musizieren. Die Offerte der Königin-Mutter, gegen eine Besoldung von 800 Thaler in die Dienste des Kronprinzen zu treten, glaubte der Künstler aus-

schlagen zu müssen, da sein Talent nur dem Könige August, der ihn habe ausbilden lassen, gehöre. Als jedoch König August II. gestorben und ferner Friedrich II. den preußischen Thron bestiegen hatte, gab Quantz doch seine Stelle in Dresden auf und siedelte unter den günstigsten Bedingungen nach Berlin über. Er erhielt von dem jungen Könige auf Lebenszeit ein Jahresgehalt von 2000 Thalern, „die Freiheit, nicht im Orchester, sondern nur in der königlichen Kammermusik zu spielen und von niemand als des Königs Befehl abzuhangen". Da er sich außerdem die Geschicklichkeit erworben, Flöten selbst zu bohren, und außerdem auch noch erhebliche Verbesserungen für dieselben erfunden, so ließ ihm der König für jedes Instrument, das er ablieferte, noch hundert Dukaten zahlen.

Das Leben des Künstlers gestaltete sich nun natürlich aufs freundlichste, er komponierte eine große Menge von Liedern, Konzerten, Duetten, Solostücken, und schrieb auch sein berühmtes Werk: „Versuch einer Anweisung, die Flöte traversière zu spielen; mit verschiedenen, zur Beförderung des guten Geschmackes in der praktischen Musik dienlichen Anmerkungen begleitet und mit Exempeln erläutert. Nebst 24 Kupfertafeln.". Das Werk erschien zuerst 1752 zu Berlin.

Die Gunst seines königlichen Herrn verblieb ihm durch die ganzen dreißig Jahre, welche er in Berlin, resp. Potsdam, verheiratet, jedoch ohne Kinder, lebte, bis zu seinem Tode. — Die Flötensolis des Meisters, deren er gegen zweihundert für den König komponiert hatte, nebst dreihundert Konzerten für eine oder zwei Flöten, bildeten das immerwährende Repertoire des „Weisen von Sanssouci", dessen er zu seinen täglichen Uebungen oder den abendlichen Kammerkonzerten benötigt war. Bei den letzteren war Quantz stets, sei es als Mitwirkender, sei es — wie gewöhnlich — nur als Dirigent und Zuhörer, um dessen Beifall Friedrich II. sich eifrigst bemühte, zugegen. Er genoß auch bei diesen Konzerten in Sanssouci besondere Vorrechte, die er geschickt in Anwendung zu bringen wußte. Er allein durfte dem Könige sein Bravo zurufen, was sonst nicht leicht ein anderer von den Musikern wagte. Zu tadeln wagte er zwar nicht ohne Aufforderung; doch sparte er in solchem Falle den Bravoruf, äußerte sich auch anderweitig vernehmbar genug. So spielte Friedrich einst ein neues Stück von seiner eigenen Komposition, in dem einige fehlerhafte Stellen vorkamen. Quantz räusperte sich dabei ziemlich laut. Friedrich merkte die Absicht, schwieg jedoch still und fragte ein paar

Tage darauf einen andern Musiker um seine Meinung über jene Stellen. Dieser wies ihm den Fehler nach und Friedrich berichtigte denselben, indem er sagte: „Wir müssen doch Quantz keinen Katarrh zuziehen."

Als er im Sommer des Jahres 1773 als 77-jähriger Greis zu kränkeln begann, ließ ihm der König alle Pflege angedeihen und versah sogar bei ihm die Stelle des Arztes. Alle menschliche Hilfe war jedoch vergebens, der Künstler verschied am 12. Juli 1773 zu Potsdam am Schlagflusse nach kurzer Krankheit, eben als er noch beschäftigt war, sein dreihundertstes Konzert zu komponieren, von dem er jedoch nur erst das erste Allegro und das Adagio vollendet hatte. Der König ließ sich die Schreibtafel bringen, worauf Quantz die Komposition entworfen (pergamentene Folioblätter mit Notenlinien von roter Oelfarbe, auf denen er oft mehrere Konzerte zu gleicher Zeit in Partitur mit Bleistift hinzuschreiben pflegte) und machte ganz in Quantz' Geiste das letzte Allegro dazu. Das Adagio dieser letzten Komposition hat eine sehr rührende Melodie, sodaß der König, nachdem er das Konzert mit seiner Kammermusik gespielt hatte, zum Konzertmeister Franz Benda sagte: „Man sieht, Quantz ist mit sehr guten Gedanken aus der Welt gegangen."

Quantz ist eine der wohlthuendsten Erscheinungen der deutschen Künstlerwelt, er war, obgleich nicht ganz frei von Zügen des Stolzes oder der Eifersucht auf andere Musiker, eine durchaus ehrenwerte Natur, ein charakterfester Mann, der neben seinem bürgerlichen Wesen auch weltmännische Tournüre und Bildung besaß. Sein Hauptinteresse galt natürlich immer der Flöte, die er so außerordentlich verbessert hat und die durch ihn ein Jahrhundert lang das Mode-Instrument wurde. Dabei verlor er aber auch nie den weiten Blick, stets war er bemüht, den allgemeinen guten musikalischen Geschmack und damit die Durch- und Weiterbildung der Instrumentalmusik zu fördern. Durch diese Bestrebungen bereitete er der Wiener Tonschule, vornehmlich deren Hauptvertretern Haydn und Mozart, den Weg und muß daher in der Geschichte der Musik einen weit hervorragenderen Platz einnehmen, als denjenigen, welchen man ihm für gewöhnlich anweist, wenn man blos schlicht von ihm sagt: „Er war nur ein Flötist.“